Georg Christoph Lichtenberg's

Vermischte Schriften.

Vierzehnter Band.

Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche.

Göttingen,
Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.
1853.

Georg Christoph Lichtenberg's

ausführliche Erklärung

der

Hogarthischen Kupferstiche,

mit verkleinerten

aber vollständigen Copien derselben

von

E. Riepenhausen.

Neue verbesserte Ausgabe.

Eilfte und zwölfte Lieferung.

Göttingen,

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung.

1853.

LXIII.

Ausmarsch der Truppen nach Finchley.

LXIII.

The March to Finchley.

Ausmarsch der Truppen nach Finchley*).

Es ist wohl eine richtige Bemerkung, daß, wenn man eigentlich wissen will, wie stark zwei Dinge, die sich einander berühren, zusammen hängen, man versuchen muß sie auseinander zu ziehen. Man findet alsdann nicht selten, daß unglaubliche Kräfte nöthig sind Wesen zu trennen, die bloß neben einander mit leiser Berührung zu ruhen schienen. Alles sträubt und bäumt und sperrt sich gegen den Ruhestörer, und Kräfte äußern sich, an die man vorher nicht gedacht hätte. Umgekehrt zeigt es sich auch oft, daß man Dinge auseinander blasen kann, die allem Anschein nach einen ehernen Zusammenhang hatten. Deßwegen haben die Zeichner der menschlichen Natur seit jeher, wenn sie

*) Ein Flecken 12 englische Meilen von London auf der nördlichen Heerstraße, welchen die aus London gegen die Rebellen im Jahr 1745 marschirenden Regimenter passiren mußten. Dieses ist der Ausmarsch, für welchen das berühmte Lied: God save Great *George* the King gemacht und componirt worden ist. Die letzten Strophen desselben, die man jetzt wegläßt, weil ihr Inhalt keine Anwendung mehr findet, beweisen dieses. Der Preis des Blattes war (im Jahr 1789) ½ Guinee.

ihre Kunst mit einem Male und mit dem geringstmöglichen Aufwand von Raum darlegen wollten, sich mit Recht immer Darstellungen plötzlicher Trennungen oder Vereinigungen (welches dieselbe Sache mit dem entgegengesetzten Zeichen ist), gewählt. So wählten sich West und Chodowiecky die Trennungen von Regulus, und von Calas, und — — Hogarth einen Ausmarsch von Truppen in den Krieg. Allerdings ist letzterer ein unerschöpfliches Feld für einen Maler, Kenntniß menschlicher Natur zu zeigen, wenn er welche besitzt. Denn: erstlich: wo ein paar tausend Soldaten zu einem gefährlichen Krieg ausmarschiren, da kann man sicher rechnen, daß ihnen zwei oder drei Paar tausend Herzen nachziehen, ein jedes nach seiner Art. Dieses geht ohne große Revolutionen in Stellungen und Mienen und dergleichen unmöglich ab. Für das zweite, wird in manche Wunde, die durch eine plötzliche Trennung größer werden muß, von Manchen zu viel Wein und Branntwein gegossen, und zwar von beiden Seiten, und diese Palliativcuren bringen oft die seltsamsten Wirkungen hervor. Drittens, fesselt die herrliche Janitscharen-Musik tausende von Ohren, und dort! der schöne Officier tausende von Augen. Ach! ist es nicht Jammer Jammer Schade, daß ein so schönes junges Blut gegen den Antichrist marschiren und die Disteln von Schottland düngen soll! Hierüber entsteht in vielen unter diesen tausenden eine gewisse Unaufmerksamkeit auf manche Güter dieser Welt, vornehmlich Geldbörsen, Taschenuhren, Schnupftücher, ja sogar silberne Schuhschnallen; dieses macht sich dann eine andre Classe von Menschen, die, gerade umgekehrt, über dem beständigen Denken an die Güter dieser Welt, Janitscharen-Musik und schöne Soldaten vergessen, zu Nutz, und entledigt jene gefühllosen Anstauner von dem, was ihnen doch nunmehr gleichgültig gewor-

den ist. Ich meine, der Beutelschneider und der Mauser haben hier freies Spiel und reiche Ernte, zumal in Middlesex, das man, wo nicht das wahre Gosen, doch gewiß die eigentliche Attika der Beutelschneider und Mauser nennen könnte. Diese unwandelbare Beschäftigung der Augen erzeugt überhaupt eine Blindheit gegen alles Uebrige, und folglich also für Manchen eine Art von Nacht, worin er seine verliebten Beutelschneidereien ungescheut ausüben zu können glaubt. Und viertens spielen auch hier Patriotismus, wahrer und falscher, und kriegerischer Muth, wahrer und affectirter, ihre mannigfaltigen Rollen. Von allem diesen hat Hogarth auf diesem Blatt Proben gegeben. Schade, daß sich diese Proben sogar auch auf den letzten Artikel der dritten Abtheilung erstrecken, da man doch hier weder die Janitscharen-Musik hört, noch auch bei dem in Kupfer gestochenen Grenadier lange verweilt, und überhaupt der ganze Aretinische Muthwillen nichts werth wäre, wenn man ihn nicht bemerkte. —

Links im Vordergrund erblicken wir eine Abschiedsscene. Es ist ein Tambour außer Reihe und Glied, der, wo nicht von seiner Frau, doch von etwas dieser Art, und einem jungen Leibeserben von nicht sonderlicher Schönheit am Achselband zurückgehalten wird. Wie man aus des Kerls Miene sieht, so haben beide sein Herz nicht sonderlich gefesselt, allein sie haben ihn am Achselband, und das hält. Sie scheinen, ehe er sein nicht mehr ganz junges Blut gegen den Prätendenten verspritzt, ihm die letzten Blutstropfen einer anderen Art aussaugen zu wollen, und an diesen scheint ihm fast mehr gelegen zu sein, als an denen, die dem Vaterland gehören, wenigstens gewiß mehr als an dem Fleisch und Blut von ihm, und deßwegen verbeißt er die Lippen und verzieht den Mund. Im Ganzen scheint der Kerl doch mit

Geduld zu leiden. Etwas böses Gewissen ist wohl hiervon die Ursache, und dann vornehmlich, wie ich glaube, die Trommel, die er zu rühren anfängt, um sich nicht durch die Argumente erweichen oder aufbringen zu lassen, die aus den Öffnungen des Weibes und des Kindes sehr richtig hervor zu strömen, und nichts weniger als Sophistereien zu sein scheinen. Dieser Einfall ist vortrefflich, und es ist wirklich eine Frage, ob es nicht gut wäre, wenn mancher Ehemann die Trommel schlagen lernte, und dieses Instrument im Hause immer nicht weit von sich hängen hätte. Nur befürchte ich bei dem allgemeinen Gebrauch zweierlei: 1) daß mancher zumal unaufgeklärter Ehemann, noch ehe er die Trommel umgehängt oder zurechte gestellt hätte, schon von den Stöcken Gebrauch machen möchte, und 2) daß alsdann des Trommelns in den Häusern den ganzen Tag über kein Ende werden, und manches ansehnliche Haus von dem Durchreisenden eher für eine Tambourakademie, als für die Wohnung friedliebender Bürger gehalten werden möchte. — Daß ein kleiner allerliebster Junge von einem Pfeifer zu dieser Scene zu pfeifen anfängt, ist eminent Hogarthisch.

In der Mitte ist eine ähnliche Abschiedsscene, nur mannigfaltiger; auch scheint bei der einen Parthei mehr wahre Empfindung zu herrschen, so wie von der anderen die Ueberredungsmittel kräftiger sind. Der Auftritt würde sogar rührend sein, wenn sich Hogarth hätte mäßigen können. Allein wenn er irgend eine Saite des menschlichen Herzens anschlägt, die sanftere Gefühle erwecken und allmälig den Beschauer zu melancholischen Vergnügen hinführen könnte, so ist er im Augenblick mit der Sourdine bei der Hand, um zu verhindern, daß sie nicht zu stark und nicht zu lange tönt. Der Mann ist nämlich ein schöner, reinlicher, und, wie man selbst noch durch die

launenvolle Miene sieht, ein braver und redlicher Grenadier. Allein, lieber Himmel, die Grenadier sind auch Menschen! Er hat nämlich das Unglück gehabt, das man an der Person, die er am rechten Arm führt, nur zu deutlich sieht. Sie zauset ihn nicht beim Achselband, sondern hat ihn freundlich am Arm gefaßt, an welchen sie sich sanft anlehnt, mehr ihn noch etwas zu begleiten, als zurückzuhalten. Der linke Arm ruht auf dem hohen Leib, nicht um dahin zu weisen, wenigstens nicht bloß allein deßwegen. (Hogarth meint es nämlich so gut mit diesem armen Tropf, daß er ihm nicht alles Anständigkeitsgefühl raubt). Nein! sondern sie hat ein Körbchen an diesem linken Arm hängen, worin das Bild des Herzogs von Cumberland, und das Lied: God save the King, mit deren Verkauf sie sich jetzt kümmerlich nährt, liegt, und dieses Körbchen erfordert diese Lage des Arms zugleich mit. Durch diese Waare werden des Mädchens Patriotismus und Religionsparthei angedeutet. Die Ansprüche, die sie macht, sind so gerecht, als sie deutlich sind; auch scheinen sie gerecht befunden zu werden, wiewohl ihre Augen etwas zu suchen scheinen, was sie nicht finden; allein wie ist es möglich jetzt zu helfen! In diesen Proceß mischt sich, wie Einige glauben, das rechtmäßige Weib, wahrscheinlicher aber wohl die abandonnirte Geliebte des Grenadiers. Auf dem Mantel hat sie ein Kreuz, (auch ein sprechendes Zeichen ihrer religiösen sowohl als politischen Gesinnungen), einer wahren Kreuzspinne, und ein Teufel von einem Weibe, deren ohnehin nicht sehr reizendes Gesicht noch mehr durch die Wuth bei dem Anblick ihrer sanftmüthigen und schönen Gegnerin verstellt wird. Ihr ganzer Anzug hat bei allem Weiblichen in den einzelnen Theilen etwas Patermäßiges im Ganzen. Unter ihrem Arm trägt sie ebenfalls allerlei Blätter, die Zeugen ihrer Gesinnun-

gen, z. B. The Jacobite Journal, und die London Evening post. In der Rechten aber hält sie hoch auf, ein damals berüchtigtes Blatt, hier zu einem Prügel zusammengerollt, womit sie auf den Grenadier losschlägt, the Remembrancer, den Denkzettel *). Drollig ist es allerdings, wiewohl immer redlich, daß der Prügel die Declaration seiner Gerechtsamen und Absichten zugleich im Druck enthält und mitbringt. Eine vornehme, aber nunmehr leider veraltete Art den Krieg anzufangen! Jetzt prügelt man sich sicherer ohne Manifeste. Hogarth's Einfall gewinnt noch sehr viel mehr, wenn man den ganzen Titel des Journals kennt, und sich dabei unter jenes Volk zu versetzen weiß: The Remembrancer or a weekly stab on the face for the ministry. Der Denkzettel, oder wöchentlicher Backenstreich für das Ministerium.

Kläger und Beklagte haben wir nun in dem Soldaten und den zwei Weibern gesehen, aber oben erscheint auch unvermuthet ein Richter, nämlich ein nicht mehr ganz nüchterner Sergeant, mit einem Gesicht, das die Natur wohl für ein anderes Element als das, worin die Fußgarde lebt, bestimmt zu haben scheint. See, Salzwasser und Eiche, ist der Charakter. In seinen Händen hält er einen Remembrancer, den Spondon, ganz gegen das häßliche Weib aufgehoben, der also vermuthlich den Streit bald endigen wird. Daß ein sonst ehrliches Mädchen einem braven Kerl von seiner Compagnie vernünftige Vorstellungen thut, davon leuchtet die Billigkeit selbst diesem Eichenholz und Salzwasser ein, allein daß zu gleicher Zeit der

*) Ich habe dieses Wort im Deutschen mit Fleiß gewählt, weil es bei uns ungefähr so wie das englische, außer dem Begriff von Erinnerung, auch den von einer eignen Art von Bewirkung derselben, nämlich von Schlägen, unter sich begreift.

Antichrist, in Gestalt einer Jacobitisch-Jesuitischen Kreuzspinne, ihr Gift auf den braven Kerl ausläßt, das leidet die Ehre nicht.

Gleich hinter dieser Scene, zur Rechten, umarmt ein Soldat ein Milchmädchen. Ob es eine neue Verbindung en passant ist, oder der letzte Riß vor der völligen Trennung, ist schwer auszumachen. Auf ihren Schultern sieht man hier das Joch, woran sie die Eimer trägt. Diese vorübergehende Blindheit des Soldaten und des Milchmädchens macht sich ein schlauer Kerl zu Nutz, und gießt sich den Huth voll Milch. Indem dieser Milchraub vorgeht, kommt ein Pastetenbecker mit Pastetchen auf dem Kopf des Weges, und ein Unterofficier, der mit der einen Hand auf diese Scene hinweist, um den Pastetenbecker darauf aufmerksam zu machen, raubt ihm mit der andern eine seiner Pastetchen.

Aber der Pastetenbecker! welch ein Kopf! Sicherlich einer der lebendigsten, die Hogarth's Griffel je hervorgebracht hat, und vermuthlich ein Portrait. Es ist unmöglich diesen Mund, der weit genug geschlitzt ist, ein Pastetchen auf einmal aufzunehmen, hier aber sich bloß auseinander zieht um Freude und Wohlbehagen auszulassen, anzusehen ohne selbst mitzulächeln. Wie das feine Obergebiß auf der untern gespannten Lippe so süß ruht! und wie entzückend sich die Mundwinkel aufwärts ziehen, als wollten sie selbst dem todtesten Stück des menschlichen Gesichts, ich meine der Gegend zwischen Aug und Ohr, Leben geben! Wer in aller Welt würde einem solchen Gesicht keine Pastetchen abkaufen! — Allein bei allem dem ist es ein loser Vogel; es ist etwas Schadenfreude mit unter dem, was die Grazien seines Gesichts hier enthüllt; er scheint mit der Hand andeuten zu wollen, daß man den Milchdieb nicht stören soll, weiß aber nicht, daß er in demselben Augenblicke seinen Lohn

für diese menschenfreundlichen Gesinnungen empfängt. So geht es in der Welt! Endlich verdient noch der kleine Schornsteinfegerjunge bemerkt zu werden, der mit ironischem Lächeln dem Milchdiebe seine Mütze hinhält, und um eine Mütze voll bittet.

Zwischen dem alten Tambour und dem Mädchen, das der Grenadier an dem rechten Arm führt, erblickt man zwei Herren. Der erste ein Jacobite, der die Früchte seines noblen Patriotismus mit Pflaster überklebt an der Stirne trägt, der zweite ein Franzose, sind vermuthlich hier, den Zug — ein wenig zu beobachten. Die Erklärer sagen: der Franzose bringe dem andern gute Nachrichten, nämlich von einer Landung eines Corps Franzosen in England, und über dieser herrlichen Nachricht verschiebt sich die Perücke des getreuen Unterthanen, und läßt prophetisch die Ehrenzeichen sehen, welche das Jahr darauf, seine ganze Parthei bei Culloden so reichlich einerntete *).

Neben dem Kopf des Jacobiten hat Hogarth, wie durch ein Ungefähr, aber gewiß vorsätzlich, den Kopf eines Kindes, welches von einer zerlumpten, häßlichen Mutter in einem Laken auf dem Rücken getragen wird, hingestellt. Das Angesicht dieses Kindes ist voll wahrer, himmlischer Unschuld, und setzt das Fratzengesicht dieses Schurken noch tiefer herab, so wie die Mutter mit dem ihrigen, welches noch über das eine Tabackspfeife ziert, die nicht unangenehme Bildung der armen Schwangern, neben welche es zu stehen kommt, desto mehr erhebt.

Die Gruppe der Figuren im Vordergrund zur Rechten ge-

---

*) Culloden ist ein Ort in der Grafschaft Murray in Schottland, wo eben diese Truppen, die hier ausmarschiren, unter Anführung des Herzogs von Cumberland, am 27. April 1646 die gesammten Rebellen auf das Haupt schlugen und gänzlich ruinirten.

hört zusammen. Auf der Erde liegt ein Soldat, der in eine der Wunden, von denen ich oben geredet habe, viel zu viel Branntwein gegossen hat. Er sieht sich also genöthigt, nachdem er eine seiner Gamaschen bereits verloren hat, und die andere sogleich verlieren wird, sein Privat-Lager schon am Ende der Stadt, aus der er ausmarschiren wollte, aufzuschlagen. Dieses thut er ziemlich ungeschickt, nämlich unglücklicher Weise am Ufer eines von den nicht recht durchsichtigen, auch nicht immer ganz flüssigen Privat-Seen, die man im Deutschen Mistpfützen zu nennen pflegt. Mit dem obern Theil seines ziemlich schweren Körpers hält er noch zur Zeit bloß das Littorale besetzt, dahingegen die Beine, zumal das rechte, bereits gegen die Frösche zu kreuzen angefangen haben. In dieser Noth versucht einer seiner Cameraden ihm Wasser einzugießen. Die Arznei aber kommt leider! wie viele Arzneien, nicht hin, wo sie hinkommen soll, sondern hier, neben dem Magen vorbei, in die Patrontasche, jedoch ohne die Schuld des Arztes. Der Patient nämlich verwirft mit Unwillen, was ihm der Arzt vorschreibt, und greift vielmehr nach einem Hausmittel, welches ihm eine nicht mehr ganz junge Dame verordnet und einschenkt — nach einem Glas Branntwein. Daß man den Folgen eines Rausches, wovon der beste Theil bereits verschlafen ist, mit einem zweiten vorbeugen kann, ist eine alte Regel; allein ich wüßte nicht, daß das Verfahren dieses Frauenzimmers in unserm gegenwärtigen Fall irgend etwas für sich hätte, es müßte denn die bekannte Erfahrung sein, daß, wenn der Blitz eingeschlagen und gezündet hat, nichts die Flamme so geschwind löscht, als wenn er zum zweitenmal ins Haus schlägt. Das Kind auf dem Rücken der Mutter, greift gierig nach dem Arzneimittel, welches die Mutter dem Patienten zumißt, und aus

dem Jammerbild, welches dessen Gesicht darstellt, sieht man, daß es leider! nur zu sehr mit dieser Universalmedicin bekannt ist.

Unten an dem diesseitigen Ufer des Sees stehen ein Paar junge Hühnchen auf den Zehen mit ausgebreiteten Flügeln. Man hat Hogarth getadelt, und nicht begreifen können, warum er diese friedlichen, furchtsamen Geschöpfe hier, in diesem Tumult, so ganz ohne Noth aufgestellt habe. Hierbei muß ich einmal für allemal erinnern: ein geschickter Zeichner mag zwar freilich an Hogarth hier und da genug zu tadeln finden, und das mit Recht, allein man hüte sich ja vor allem Tadel von der Art des so eben erwähnten; man behält gewiß am Ende Unrecht. Getadelt habe ich ihn auch dieser Hühnchen wegen nie, aber unerklärbar war mir denn doch auch ihre Erscheinung hier, und ich fing wirklich einmal an sie für junge Entchen zu halten, die etwa der Soldat, als er sein Lager zum Theil in ihrem Element nahm, auf den Strand gejagt hätte. Auch glaube ich noch, daß diese Erklärung den Künstler nicht schändet, zumal wenn das kleine Vieh auf der Flucht, allenfalls mit dem Kopf an der Erde wäre dargestellt worden. Ich hatte mich aber doch, wie ich nachher gelernt habe, sehr geirrt. Es sind wirklich Hühnchen, die deßwegen hier, leider! bloß aus Aengstlichkeit beherzt, dem Tumult trotzen, weil der Arzt ihnen ihre Mutter entführt hat, deren einer Fuß und Flügel auch wirklich aus der Patrontasche desselben hervorstehen. Dieses hatten Hogarth's Tadler und ich in dem Tumult übersehen. Vermuthlich würde der Schalk auch die Töchter mitgenommen haben, wenn sie größer gewesen wären, oder man sich auf einem Marsch mit der Education solcher Krabben abgeben könnte, mit welchen in der Welt Gottes nichts anzufangen ist.

Zur Rechten des knieenden Arztes sieht man einen treuen,

nur (Schade!) heute für das Vaterland etwas betrunkenen Soldaten. Er schreitet mit lahmer Gravität einher, und schneidet mit seinem Bajonet die Luft, die ihm im Wege ist, entzwei.

Ein anderer Soldat legt dem zunächststehenden Stillschweigen auf, weil er ein Faß mit Genever, das vor ihm hergetragen und hier vom Gedränge etwas aufgehalten wird, angebohrt hat, und daraus in seine Wasserflasche zapft. Der einem Gewächs ähnliche Vorsprung auf seinem Backen, ist nichts weiter, als der Griff des Nagelbohrers, den er durch die Zähne gesteckt hat um die Rechte frei zu behalten, nicht um die Öffnung zur gehörigen Zeit zu verstopfen, denn man sieht noch keine Spur von einem Pflock, sondern sich im Fall der Noth zu wehren. Ohne Pfropf in der Hand und noch dazu so tief angebohrt! Hydraulisch richtig freilich, aber sonst durchaus abscheulich. Hogarth kannte diese Classe seiner Landsleute, wie es scheint, durchaus. Diese Scene hängt sehr gut mit einer andern zusammen, die Lessing aus dem siebenjährigen Kriege, ich habe vergessen wo, erzählt. Bei einem Durchmarsch der alliirten Truppen durch Feindes Land zur Kirschenzeit, plünderten die deutschen Truppen die Kirschenbäume zunächst am Wege, ließen aber doch den Baum stehen; der Britte aber hieb, um keine Zeit zu verlieren, den Baum ab, und plünderte ihn, bequemer, neben sich auf dem Wege.

Der junge Mensch, den man ebenfalls hinter dem Faß sieht, ist ein militärischer Stutzer mit Einbildungskraft, etwas zu hoch gespannt, und einem Zopf, etwas zu hoch gebunden.

In der Gegend, wo jetzt der Zug sich befindet, wird (sehr zur Unzeit) Wäsche getrocknet; ein Mädchen, das man zur Hüterin darüber gesetzt hat, wird daher von einem Grenadier etwas stark unterhalten, bloß um einem andern Grenadier Zeit

zu verschaffen, eben diese Wäsche für sich hinter Finchley (12 englische Meilen von dieser Stelle) zu eignem Gebrauch in Ordnung zu bringen. —

Die betende und himmelschreiende Figur, oben rechter Hand, ist eigentlich, wie auch schon der ganze Apparat beweist, die Aebtissin eines Jungfernklosters, dessen Bewohnerinnen man Nonnen nennt, eben so wie Lucus a non lucendo den Namen haben soll. Sie scheint eigentlich den Abmarsch so vieler Gerechten zu bejammern, die ihr Kloster bisher reichlich dotirt haben. Das Billet-doux auf dem Spondon wird von einer der Nonnen mit Verachtung angesehen, und die Hand einer andern reicht einem unten stehenden Krüppel einen Schilling zu, zum Zeichen, daß noch nicht alles Gefühl von Anständigkeit und Milde von diesen Weltpriesterinnen Cytherens gewichen ist, oder richtiger, zum Zeichen, daß auch das Laster, um Eingang zu finden, nicht selten die Larve der Tugend vorhalten muß.

Fast in der Mitte des Blattes ist ein Wagen, auf dem unglaublich viel liegt, wovon die, die darauf sitzen, nichts wissen. Vorzüglich bemerkenswerth sind zwei häßliche alte Weiber, mit sich allmälig nähernden Tabackspfeifen, deren Rauch auch wirklich oben freundschaftlich zusammenfließt, contrastirt mit dem was Hogarth Schönheit nennt. Die an sich geringfügige Gruppe ist von allgemeiner Natur und ohne Erklärung verständlich. Unten, auf dem festen Lande, geht hingegen manches vor, was eines geringen Aufwandes von Worten für manche Leser wohl werth sein möchte. Die beiden nackten Kerle mit rasirten Köpfen, sind offenbar en rapport gebracht, und bereit, mit geballten thierischen Magneten in der Gegend der Herzgrube oder des Kopfes einander Krisen zu bereiten, die nicht

selten den ewigen Schlaf nach sich ziehen. Der Engländer heißt dieses sich Boxen. Ich weiß nicht, ob je die Philosophie diese Art zu argumentiren eines Blicks gewürdigt hat. Sie verdient es gewiß. Menschen, die dem Staat nicht mit dem Kopf, sondern mit Leibeskraft dienen sollen, können unmöglich anders pro gradu disputiren und Magister werden, als durch solche öffentliche Siege über einen kräftigen Opponenten. Lasten tragen wäre auch etwas, allein wo erkennte man da den Muth in Gefahr und edle Verachtung des Todes, die der Staat doch auch bei seinen menschlichen Maschinen nicht selten nöthig hat. Es ist unglaublich, was für Credit wiederholte Siege hierin einem Manne bei dem Volke geben. Broughton, Futrel, Tring, Ryan, Johnson (nicht der Verfasser des Wörterbuchs), Humphreys und Mendoza, letzterer ein Jude, sind verewigte Namen, die mit Respect genannt werden, und wovon ihn einige noch jetzt öffentlich gebieten. Vor kurzem (1789) hat diese Kunst sehr Eingang gefunden, und Mendoza hat eine Schule errichtet, die selbst von Vornehmen besucht wird, auch Humphreys hat seine Akademie; beide weichen in verschiedenen Dingen von einander ab, etwa so wie Oxford von Cambridge auch. Artig ist die sehr richtige Bemerkung, die man gemacht hat, daß die Mode sich zu boxen, gemeiniglich, wo nicht selbst immer in die rhetorischen Zeiten fällt, doch gewiß jenen bald folgt, oder umgekehrt die Boxerakademien von den Rhetorakademien verdrängt werden; zum sichern Beweis, wie nahe diese Künste einander in der Natur liegen. Wir haben auch wirklich im Sommer 1788 eine neue Bestätigung dieser Wahrheit gesehen. Humphreys und Mendoza disputirten mit Sheridan und Burke zu gleicher Zeit und gleich stark, allein das Gros der Nation

schien mehr für die Faust als die Zunge gestimmt, jetzt aber soll, wie Hr. v. Archenholz in seinem Brittischen Merkur (August 1798) bemerkt, es sich wieder zur Zunge zu neigen anfangen. —

Um die Boxenden herum steht ein dichter Kreis von Zuschauern und von Richtern, den gerechtesten, die sich denken lassen, weil es keine Verordneten sind, sondern Naturgefühl sie selbst wählt, und zugleich mit ihnen hunderte von andern, die die Contrerolle halten. Ich habe oben gesagt, daß ich nicht wüßte, ob die Philosophie je einen Blick auf einen Kreis englischer Boxer geworfen habe. Hier fügt sich Alles so ganz ohne menschliche Verordnung, und so ganz ohne alle Rücksicht auf irgend eine Convenienz und so gerade aus der Natur, daß sicherlich etwas Wahres und Festes darin ist. Es entsteht alles zu schnell, um dem Raffinement, und nach Ort und Zeit zu ungewiß, um der Bestechung Raum zu geben. Wenn es wahr ist, daß die Seele ihren Körper baut, so baut sich hier der kämpfende Mensch durch Affinität aus andern Menschen einen solchen Kreis von Nebengeschöpfen um sich her, die seinem Recht und seinen Vollkommenheiten günstig sein werden, weil sie sind, was er ist, und weil ihnen in der nächsten Stunde begegnen kann, was ihm jetzt begegnet. Diese transitorischen Rückfälle eines gesitteten Volks, in den Stand der Natur, sobald es Noth thut, verdienen mehr Aufmerksamkeit, als ich hier einschärfen kann und darf. —

Einer unter den Zuschauern zur Rechten hebt den Stock auf, und es scheint fast, als wolle er auf einen Streitenden zuschlagen; das will er aber nicht, und wollte er es im Ernst, so wäre die Folge: die Krise des ewigen Schlafs, welche die ungeschworne aber gerechte Menge in ihm erwecken

würde. Es scheint vielmehr einer der jungen Herrn zu sein, die, solange sie einen Stock in der Hand haben, nicht wirksam zu sein glauben, ohne ihn wenigstens aufzuheben; er will bloß Muth einsprechen.

Linker Hand, etwas erhaben über die Uebrigen, steht eine Pechkappe, ein berühmter — Schuhflicker, gewöhnlich Jockey James genannt. Er lebt und webt in den beiden Streitenden, und weiset jeden bei einem Fehltritt in seinem eigenen (des Schuhflickers) Selbst zurecht, so wie die geübtesten Kegler noch oft der Kugel mit dem Bein nachhelfen, nachdem sie schon lange aus der Hand ist, oder wie man einer stumpfen Papierscheere mit sympathetischer Bewegung der Kinnlade sichern Schnitt und Schärfe mittheilen zu können glaubt. Prästabilirte Harmonie ohne Einfluß, wie es sich auch gehört.

Dieses Blatt, eines der größten dem Format nach, und an Figuren reichste, die Hogarth je verfertigt hat, ist dem Könige von Preußen, Friedrich II., gewidmet, dessen militärischer Ruhm schon damals (1745) in London so mächtig wiederhallte, daß dieses eigensinnige, unbiegsame, Alles außer England verachtende Geschöpf voll Bewunderung lauschte, und diesen Tribut seines Beifalls, den größten den es geben konnte, dem großen König zollte.

Außer dem, was wir hier erzählt haben, ist dieses Blatt noch mit einer Menge von Nebengeschichten ausstaffirt, die zu entwickeln es hier an Raum fehlen würde, wenn es auch der Ort verstattete, welches leider! der Fall nicht ist.

Zum Beschluß merke ich nur noch an, daß die zwei Oerter, die man in der Ferne auf zwei Hügeln liegen sieht, die schönen Dörfer Highgate und Hampstead sind. Ueber dem letzten liegt

das verewigte Caënwood, worin jetzt (1789) einer der größten Männer, die England, und vielleicht einer der größten, die die neuern Zeiten hervorgebracht haben, Lord Mansfield, sein Otium cum dignitate genießt.

Den so eben erklärten Kupferstich gab Hogarth, wie mehrere seiner übrigen, auf Subscription heraus. Man subscribirte 7½ Schillinge. Wer noch auf 3 Schillinge darüber unterzeichnete, also die halbe Guinee voll machte, bekam ein Loos zu einer Lotterie, worin der einzige Preis das Originalgemälde selbst war. Von 2000 solcher Loose wurden 1843 abgesetzt, die übrigen 157 schenkte Hogarth dem Findelhaus, welches auch das Gemälde gewann. Der verstorbene Herzog vor Ancaster bot demselben 300 Pfund Sterling dafür, ob er es erhalten hat, wird nicht gesagt. Hogarth hat also für das Gemälde und 1843 Abdrücke gegen 6000 Thaler gezogen, und es ist wohl gewiß, daß nicht alle Subscribenten zugleich werden Loose genommen haben. Was mag nicht nach der Hand verkauft worden sein, da der Abdruck eine halbe Guinee kostete; da die Werke dieses Mannes von jedem Fremden gesucht werden, und ich z. B. allein der Wittwe zwei vollständige Exemplare der Werke, eines für einen Freund in Deutschland, und eins für mich abgekauft habe. Wenn man dieses bedenkt, so wird man nicht zu viel setzen, wenn man annimmt, der einzige Marsch nach Finchley habe unserm Künstler 8000 Thaler eingetragen. Das wäre fast für einen Proviantcommissair dabei zu viel.

Außer den allgemeinern Commentatoren Trusler, Rouquet und dem Verfasser der Explanation of several of Mr. Hogarth's prints. London, 1785. 8., hat dieses Blatt noch einige besondere erhalten; einer steht in einer Monatsschrift: The Student, Vol. II. p. 162., die Nichols in seinem Werke hat abdrucken

lassen, aus dieser habe ich Vieles gebraucht. Eine andre: in the old Woman's Magazine (dem Magazin für alte Weiber *) (wie sie wohl dahin kommen mag?) habe ich nie gesehen.

Ich habe oben vergessen zu erinnern, daß der kleine Pfeifer und der kleine Schornsteinfeger, ersterer von dem Herzog von Cumberland damals neuerlich in die Garde gebracht, seiner Schönheit, so wie der zweite seines besondern schelmischen Blicks wegen (das will in London Beides was sagen) berühmt, unserm Künstler wirklich gesessen, und für diese Geduld eine halbe Crone jeder bekommen haben.

Zusätze.

Unglaublich ist der Beifall, den dieses Gemälde gleich nach seiner Erscheinung erhalten hat. Es kann eine Zeit kommen, sagte Gray, wo man wegen der Unbestimmtheit der englischen Sprache den Styl in Joseph Andrew und Tom Jones veraltet und unverständlich finden wird; allein die Personen, die Hogarth's Pinsel im Marsch nach Finchley verewigt hat, werden ewig verständlich bleiben, und die Nachwelt so lange ergötzen, so lange das Findelhaus, worin es aufbewahrt wird, zur Ehre unserer Nation besteht **).

Hogarth, der keine Gelegenheit versäumte, die malerischen Scenen zu beobachten, die eine große zusammengedrängte Men-

*) Ein solches Magazin fehlt uns Deutschen noch, jedoch leider! bloß dem Titel nach.

**) S. *Gray's* Inn's Journal, Vol. I. Nr. 20.

schenmasse darbietet, und der die interessantesten Physiognomien schnell mit dem Bleistift auf seine Nägel zeichnete, beobachtete persönlich den Ausmarsch der Truppen, und hatte viele kleine Umstände belauscht, die seinem Bilde einen unschätzbaren Werth geben. Allein es ist zu bedauern, daß er uns keinen Commentar dazu geliefert hat, denn was die Erklärer und der Verfasser eines Briefs an den Marschall Belleisle*) von dem Bilde sagen, ist sehr dürftig.

Nach Herrn Nichols soll Hogarth nur drei Porträte angebracht haben: den Pastetenbecker, den Pfeifer und den Schornsteinfeger; allein nach andern Erklärern findet man auch einen gewissen Jacob Henriques und den Lord Albemarle Bertie unter den Zuschauern, so wie auch den Schuster Jokey James. Der Lord Albemarle Bertie, den unsere Leser als Präsidenten beim Hahnengefecht kennen, steht bei der Gruppe der Boxenden und hat noch ziemlich gute Augen, dagegen er auf dem Blatte mit dem Hahnengefecht, das aber auch neun Jahre später erschien, fast ganz blind vorgestellt ist. Der Schuster Jokey James erscheint als Kampfrichter bei den Boxenden, und ist in den Annalen der edlen Boxkunst eben so unsterblich geworden, wie sein Sohn durch seinen Zweikampf mit dem tapfern Tom Swallwood.

Der Jacobite, mit dem Schurkengesicht; ist wahrscheinlich auch ein Porträt. Im Original hat er einen grauen Rock und eine gewürfelte Weste (plaid), wodurch Hogarth sein Vaterland, Schottland, andeuten wollte.

---

*) S. Description du tableau de M. Hogarth qui represente la Marche des Gardes à leur rendezvous de Finchley dans leur route en Ecosse. 8.

Einige halten die abandonnirte Geliebte des Grenadiers, wie sie Lichtenberg nennt, für die Mutter des schwangern Mädchens; allein es ist sehr unwahrscheinlich, daß zwischen Mutter und Tochter eine so große Verschiedenheit religiöser und politischer Meinung geherrscht habe, daher Lichtenberg's Erklärung unstreitig die richtigste ist.

Man erblickt auf unserm Blatte hier und da einige Sachen, die sich eher malen als beschreiben lassen. Woher kommt es wohl, daß unsere Ohren keuscher als unsere Augen sind? Liegt vielleicht der Grund darin, daß wir gewisse Dinge auf einem Bilde sehen, und uns dennoch so vorstellen können, als sähen wir sie nicht; dagegen es nicht so leicht ist, eine Zweideutigkeit anzuhören, und dabei die Miene eines Unwissenden anzunehmen? Der Gegenstand, den wir meinen, ist nicht wichtig. Ein Soldat, der, wie es scheint, lieber zu einem Arzt, als nach Schottland ginge, und von dem Liebesgott eine empfindlichere Wunde als diejenige erhalten hat, von der die Dichter reden, ist in einem Privatgeschäft begriffen, das ihm Schmerzen verursacht. Bei dieser Gelegenheit liest er den Anschlagzettel eines Quacksalbers, der in solchen Fällen Linderung verspricht. Er dreht dem Zuschauer schamhaft den Rücken zu, wird aber dennoch von einem Mädchen belauscht, das sehr bescheiden die Hand vor die Augen hält. Der Quacksalber ist der Franzosendoctor Rock, den Hogarth auf dem Blatte, das den Morgen darstellt, predigend und Pillen empfehlend, abgebildet hat. Was ihm der mag gethan haben?

Die Gruppe der Weiber, welche die Boxenden theils mit gelassener, abgehärteter Miene, theils mit innigem Wohlbehagen betrachtet, ist vortrefflich. Ich vermuthe, daß es die beiden

Kämpfer Broughton und Slack sind, die man fast in derselben Stellung unter den Skizzen von Hogarth antrifft *).

Broughton war der größte Boxer seines Zeitalters, und hat seine Kunst zum höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht. Er pflegte sich gemeiniglich seinem Gegner gerade, mit ausgebreiteten Ellenbogen und zusammengedrückten Fäusten zu präsentiren (perfectly square in der Kunstsprache), und konnte daher mit beiden Fäusten gleich geschickt fürchterliche Schläge austheilen. Der alte Herzog von Cumberland, den man in effigie auf einem Schilde im Vorgrund zur Rechten erblickt, war Broughton's Gönner, und verwettete, wenn sein Liebling boxte, ungeheure Summen. Broughton blieb lange Sieger, mußte jedoch endlich dem tapfern Slack unterliegen, und betrat nun die Bühne nie wieder. Sein Ruhm war dahin, und seine Schule ging auseinander. Herr Ireland hat verschiedene Anschlagzettel abdrucken lassen, worin Brougthon seine Boxakademie zu öffnen verspricht **). Was noch mehr unsere Meinung zu bestätigen scheint, ist dieses, daß, wie Hr. Nichols ***) versichert, Broughton in der Nähe von Tottenham-Court-Nursery, also gerade auf dem Platz, den wir hier erblicken, ein Amphitheater zum Boxen hatte errichten lassen. Es wurde aber in der Folge, auf Befehl der Regierung, die dergleichen Spiele nicht mehr wissen wollte, nieder gerissen.

Das Haus zur rechten Seite im Vorgrund ist ganz mit Freudenmädchen angefüllt, deren Rang, durch ihr verschiedenes Costume und durch die Zimmer, die sie bewohnen, angedeutet

---

*) S. *Ireland's* Graphic illustrations, Tom. II. p. 20.
**) Ebendas.
***) p. 243.

wird. Sie stehen unter der Aufsicht der Mutter Duglas *). Die Katzen auf dem Dache sind ein passendes Emblem der Bewohnerinnen.

Was das Originalgemälde betrifft, so soll das Colorit, nach dem Urtheil der Kenner, nicht viel taugen, und einem Auge, das an den Farbenzauber von Tenier und Zoffani in ähnlichen Vorstellungen gewöhnt ist, mißfallen. Es hat völlig das Ansehn eines colorirten Kupferstichs.

Hogarth hatte die Absicht, das Gemälde Georg II. zu widmen, und schickte es nach Windsor. Der König, der zwar ein guter Krieger, aber kein Kunstkenner war, hielt das Bild für eine Satyre auf seine Truppen, und schickte es mit Unwillen zurück. Nun widmete es Hogarth Friedrich dem Großen, den er seltsam genug einen Encourager of arts nennt. Hogarth, der mit der Feder nicht fertig werden konnte, schrieb unter die ersten Abdrücke: Dedicated to the King of Prusia. Diese sind äußerst selten.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit die Käufer der Originalkupferstiche vor einem Betrug warnen, der ihnen leicht gespielt werden kann. Man hat nämlich viele Abdrücke ohne Unterschrift (avant la lettre) gemacht, die man theuer verkauft, die aber nichts werth sind, weil die Schrift während des Abziehens mit Papier bedeckt worden ist. Betrachtet man den Stich aufmerksam, so wird man an einigen Stellen die Spuren des Retouchirens leicht wahrnehmen können. Der Kupferstecher des Originals ist Sulivan, und war ein origineller Mensch. Während er sich mit dieser Platte beschäftigte, mußte ihn Hogarth bei Tag und Nacht einsperren, denn, war er einmal aus dem Hause ent-

*) S. *Ireland*, T. I. p. 304.

wischt, so ließ er sich in einem Monat nicht wieder blicken und schwärmte in London umher*).

Uebrigens hat Hogarth, weil er das Gemälde dem Findelhause schenkte, den Grund zu den Exhibitionen gelegt, die in der Folge für die Malerakademie in London so ehren- und gewinnvoll und für das Publicum so unterhaltend geworden sind. S. Strange's Inquiry into the Rise and Establishment of the Royal Academy of Arts in London.

*) S. *Ireland*, T. III. Appendix. p. 353.

LXIV. LXV.

Vorher und Nachher.

LXIV. LXV.

Before and After.

Vorher und Nachher.

Hogarth verfertigte diese zwei Bilder im Jahre 1736 auf Ansuchen eines etwas ausschweifenden Edelmanns, dessen Name keine Erwähnung verdient. Er soll es zwar bereut haben; da sie aber in allen Sammlungen seiner Werke mit aufgenommen worden sind, so theilen wir sie hier der Vollständigkeit wegen mit.

Von dem Werth solcher Vorstellungen zu reden, ist hier der Ort nicht. Wer an den Künstler moralische Forderungen macht, wird mit Hogarth unzufrieden sein; wer die Blätter aber nur als Kunstproducte betrachtet, dem müssen sie wegen des Ausdrucks der Figuren und ihrer Gruppirung gefallen.

Eine Beschreibung würde hier am unrechten Orte stehen. Es ist nur ein Fingerzeig nöthig, und den kann und muß unsere Feder dem Grabstichel überlassen. Das Einzige, worauf wir den Leser aufmerksam machen, ist das Gemälde in dem Zimmer, das einen Amor darstellt, der eine Rakete in die Luft steigen läßt. In Nr. II. ist sie ausgebrannt und sinkt herab.

LXVI. LXVII.

Ueber zwei kleine Hogarthische Kupferstiche.

LXVI.

Ueber zwei kleine Hogarthische Kupferstiche.

1.

Die Invitationskarte.

Es wird nicht leicht unter uns, oder überhaupt in der gesitteten Welt, einen Mann von Geist und Geschmack geben, der den Namen Hogarth nicht kennt. Auch ist der Mann in seiner Art gewiß so einzig, als Raphael in der seinigen, so verschieden auch die Wege sein mögen, die beide zu ihrem Ruhm betreten haben. Man hat zwar von Hogarth's Namen, so wie von Raphael's, Milton's, Horazen's, Anakreon's, Fontäne's, öfters Gebrauch gemacht, neuere Künstler und Dichter zu loben und aufzumuntern, allein im Ernst kann es nicht geschehen sein. Wenn ihn irgend Jemand übertroffen hätte, oder ihm nur gleich gekommen wäre, so wüßten es die Deutschen,

die seit einiger Zeit Alles wissen, gewiß. Es kann für einen Zeichner, der nur etwas Beobachtungsgeist besitzt, nicht schwer sein, ein Paar Gesichtchen darzustellen, die irgend einen Affect ausdrücken oder rege machen; aber solche Zeichnungen verhalten sich immer zu einer Hogarthischen Darstellung, wie ein Paar Theophrastische oder Bruyere'sche Charaktere zu einem Shakspearischen Stück. Den allgemeinen Beifall hat er, wie große Schriftsteller den ihrigen, der Darstellung allgemeiner menschlichen Natur, und der Sprache zu danken, die man in Lissabon so gut versteht als in Moskau. Allein außer diesen Zeichen, die seinen Werken die Verständlichkeit versichern, so lange als sie dauern werden, bedient er sich, um denselben einen Reiz für sein Zeitalter besonders zu geben, einer Menge anderer, die mit der Zeit verlöschen werden, auch wohl zum Theil schon erloschen sind; auch selbst die allgemein verständlichen sind öfters so angebracht, daß sie nicht jeder gleich für wichtig hält: und also einen Gedanken entbehrt, den er sogleich würde gefunden haben, wenn er das Zeichen für wichtig gehalten hätte. Hogarth's Werke haben dieses mit den Werken der Natur gemein, daß nichts bei ihnen ohne Absicht ist. Er erreicht einen Hauptzweck selten ohne Mittel, die nicht zu mehreren dienen, oder selbst wieder Zwecke sind. Wer sollte denken, daß er in dem Stück: die Biergasse, das eigentlich bloß zur Ehre des englischen Biers verfertigt ist, zugleich dem berühmten Dr. Hill und einem bekannten Maler der damaligen Zeit, Stephan Liotard, die empfindlichsten Hiebe versetzen könne? Ein schwitzender Tagelöhner ruht mit einem großen Pack Bücher, den er wegbringen soll, aus, und trinkt einen Krug Porter mit einer Inbrunst, die sich ohne die größte Theilnehmung kaum ansehen läßt. Unter den Büchern zeichnen sich aus: Dr. Hill's Kritik

über die königliche Societät, Lauder on Milton u. s. w. und dieser Pack ist an einen Coffermacher, auf St. Pauls Kirchhof wohnhaft, adressirt. Bekanntlich werden die Coffer in England häufig mit Maculatur inwendig verklebt. Und dieses ist die Satyre. Dem Coffermacher hat er noch über das den drolligen Namen Mr. Pastem gegeben (eigentlich so viel als Paste'em: verkleistre sie oder Kleister drauf). Aber viel schöner noch und wirklich unnachahmlich schön, ist die Satyre auf den Maler Liotard. Dieser, so wie es mehrern Malern geht, konnte schlechterdings gar nichts malen, was er nicht in der Natur vor sich hatte. Hogarth stellt also einen Weisbinder vor, der auf einer Leiter steht, um ein Bierschild zu malen! Das Stück soll eine Bouteille werden; um nun diese richtig zu treffen, hat sich der Mann eine wirkliche Bouteille an einem Strumpfband an die eisernen Verzierungen des Schildes aufgeknüpft, nach welcher er beim Farbenmischen mit solcher Sorgfalt und seitwärts geneigtem Kopf hinäugelt und hinvisirt, als wenn es das Portrait einer Königin werden sollte. —

Hogarth hat eine große Menge Werke geliefert. Sie belaufen sich auf 180, und darunter sind alle Platten, die zu einem einzigen Werke gehören, nur für Eins gerechnet *). Aechte Abdrücke von den besten darunter verkaufte seine Witwe im Jahre 1784 für 13 Guineen, und die Analysis of Beauty mit zwei Kupferstichen für 15 Schillinge**). In der That enthält

*) Und gleichwohl bestehen seine Kupferstiche zu Aubry de la Motraye's Reisen aus 12 Blättern in Folio, die zu Beaver's military punishments of the ancients aus 13 und die zum kleinen Hudibras aus 17 Blättern 2c. 2c.

**) Man hat vor zwei Jahren die Hogarthischem Kupferstiche in England sehr schön nachgestochen, die guten Abdrücke aber sind sehr theuer. A. d. H.

diese Sammlung das Vorzüglichste, und Alles, worauf sich der Ruhm des Verfassers hauptsächlich gründet. Vollständige Listen seiner Werke finden sich nebst vielen vortrefflichen Erläuterungen in Sir Horace Walpole's Anecdotes of painting in England, im 4ten Theil, und vorzüglich in einem vortrefflichen Werke des gelehrten Buchdruckers Nichols, das den Titel führt: Biographical anecdotes of William Hogarth. London, 1782., und zwar nach der zweiten Ausgabe.

Die Titelvignette zu diesem Buch stellt eine Invitationskarte vor, womit Hogarth einmal seinen Freund, Mr. King, zu einer Pastete im Wirthshause zur Bischoffsmütze einlud, und welche zeigt, auf was für eine seltsame Weise sich die Laune des außerordentlichen Mannes zuweilen auch bei den kleinsten Gelegenheiten äußerte. Es stellt eine Pastete vor, und oben drauf eine Bischoffsmütze. Um diese Vorstellung geht in einiger Entfernung eine runde Einfassung, außerhalb dieser ist zur Rechten ein Messer und zur Linken eine Gabel. Innerhalb der Einfassung über und unter der Pastete und zu beiden Seiten derselben stehen die gewöhnlichen Einladungscomplimente der Engländer, allein nach den Worten at dinner (beim Mittagessen) steht noch: to Eta, Beta, Py. Es wird Manchem schwer werden zu rathen, was Hogarth damit sagen wollte. Er meint nämlich die drei griechischen Buchstaben η, β, π, die der Engländer wie Ita, Bita, Pey ausspricht, aber eben so liest er auch die Worte to eat a bit of pie (einen Bissen Pastete zu essen).

Ueber den Werth dieses Einfalls zu urtheilen, ist hier der Ort nicht, genug er entsprang aus dem Kopfe, dem wir die Marriage à la Mode und die herumstreichenden Komödianten zu verdanken haben, und deswegen wird er aufbewahrt.

LXVII.

2.

Eine Scene aus Pope's Lockenraub.

Dies kleine Blatt ist mehr für die Geschichte der Werke Hogarth's, und dessen an Apotheose grenzende Verehrung in England merkwürdig, als wegen seines innern Werthes. Es stellt die Scene aus Pope's Lockenraub vor (Canto IV. 121), wo Sir Plume den von Belinden erhaltenen Auftrag, die Locke von dem Räuber zurückzufordern, ausrichtet. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, da Sir Plume dem Baron vis-à-vis, erst die Dose eröffnet, und dann den — casum.

She said; then raging to Sir Plume repairs,
And bids her beau demand the ravish'd hairs,
Sir Plume (of amber snuff-box justly vain,
And the nice conduct of a clouded cane)
With earnest eyes and round unthinking face,
He first the snuff-box open'd, then the case
And thus broke out — My Lord, why, what the devil?
Z — ds! damn the lock! foregad, you must be civil?
Plague on't 'tis past a jest — nay, prithee, pox!
Give her the hair — spoke, and rapp'd his box.

10 *

Man sagt, Hogarth habe diese Darstellung auf den Deckel einer goldnen Dose gestochen, die man einem Herrn überreichte, der in dem Gedichte eine Rolle hat, und von diesem Deckel hat man nachher Abdrücke gemacht. Von diesen Abdrücken existiren wahrscheinlich nur drei. Der, wovon Herr Samuel Ireland*), der Verfasser der Graphic illustrations of Hogarth, seine Copie genommen hat, welche Hr Riepenhausen hier mit möglichster Treue geliefert, ist in dem Besitz des Lord Orford (ehemaligen Sir Horace Walpole). Ein zweiter Originalabdruck wurde im Jahre 1786 in der Auction eines Herrn Gulston für drei und dreißig Pfund Sterling verkauft, das sind etwa numero rotundo zweihundert Reichsthaler. Wahrscheinlich war Hogarth damals nicht über siebzehn Jahr alt. Sollte der Verstoß gegen die Einheit des Orts, da hier Belinde in demselben Zimmer sitzt, wo die Locke zurückgefordert wird, vorsätzlich sein, so wäre dieses und die Figuren der Damen, die aber etwas von dem Milchmensch haben, doch schon eine Spur von der Laune, die sich nachher im Paulus vor Felix zeigte. Aus dem Text des Herrn Ireland erhellet, daß dieses nur der bloße Umriß des Stücks ist, und daß es auf der Dose selbst mit Schraffirung und Schatten und Licht ausgeführt war.

In einer andern Auction wurden drei und dreißig kleine unbedeutende Blätter mit 270 Pfund Sterling (1620 Rthlr.) bezahlt, da noch im Jahre 1775 die vollständige Sammlung seiner Hauptwerke, gebunden, von dessen Witwe für 13 Guineen verkauft wurde. Selbst diese Thorheit einzelner

---

*) Er muß nicht mit seinem Vetter, dem Verfasser vom Hogarth illustrated, verwechselt werden, der John heißt.

Glieder eines reichen Volks macht dem Ganzen immer Ehre, und wirkt in der Summe zur Erweckung des Genius mit. Die Verehrung der Heiligen ist überhaupt sehr mannigfaltiger Art. Der Eine verehrt sie als Richtschnur seines eigenen Lebens, der Andere,

„Halb Opferochs, halb Priester“,

schlachtet sich in Demuth vor ihrem silbernen Bilde, mit der Augsburger Probe im Nacken, und ein Dritter küßt ein Paar Spühllumpen, die die Tradition für Fragmente ihrer Hemden ausgiebt. Wenn nur der Ruhm eines Mannes im Munde der Weisen lebt, das Mitschreien der Steine verdirbt niemals was.

Zusatz.

Die Erklärung dieses Blättchens vom sel. Lichtenberg ist so vollständig, daß wir nichts hinzufügen können. Wir bemerken daher nur, daß die Liebe der Engländer zu den Hogarthischen Kupferstichen in den letzten Jahren mehr zu- als abgenommen hat, indem die Pracht der neuen Ausgabe in Druck, Papier und Verzierungen nicht höher getrieben werden kann. Auch seine Gemälde steigen immer höher im Preise. Ein Bild, aus dem Leben des Liederlichen, wurde im Jahre 1802 von einem gewissen Herrn Christies für 580 Guineen gekauft! Der vorige Besitzer, Herr Soane, gab nur 22 Guineen dafür. Es ist weit schlechter als die Marriage à la Mode ausgeführt, welche der bekannte Banquier Angerstein vor einigen Jahren für 1384 Pfund Sterling, also für 8304 Rthlr. an sich gebracht hat! S. Gentleman's Magazine, T. LXXII. p. 181.

Glieder eines reichen Volks macht dem Ganzen immer Ehre, und wirkt in der Summe zur Erweckung des Genius mit. Die Verehrung der Heiligen ist überhaupt sehr mannigfaltiger Art. Der Eine verehrt sie als Richtschnur seines eigenen Lebens, der Andere,

„Halb Opferochs, halb Priester",

schlachtet sich in Demuth vor ihrem silbernen Bilde, mit der Augsburger Probe im Nacken; und ein Dritter fügt ein Paar Spahllumpen bis die Tradition für Fragmente ihrer Hemden ausgiebt. Wenn nur der Ruhm eines Mannes im Munde der Weisen lebt, das Mitschreien der Steine verdirbt niemals was.

Zusatz.

Die Erklärung dieses Blättchens vom sel. Lichtenberg ist so vollständig, daß wir nichts hinzufügen können. Wir bemerken daher nur, daß die Liebe der Engländer zu den Hogarthischen Kupferstichen in den letzten Jahren mehr zu= als abgenommen hat, indem die Pracht der neuen Ausgabe in Druck, Papier und Verzierungen nicht höher getrieben werden kann. Auch seine Gemälde steigen immer höher im Preise. Ein Bild, aus dem Leben des Liederlichen, wurde im Jahre 1802 von einem gewissen Herrn Christies für 580 Guineen gekauft! Der vorige Besitzer, Herr Seaunty gab nur 22 Guineen dafür. Es ist weit schlechter als die Marriage à la Mode ausgeführt, welche der bekannte Banquier Angerstein vor einigen Jahren für 1384 Pfund Sterling, also für 8304 Rthlr. an sich gebracht hat! S. Gentleman's Magazine. T. LXXII. p. 181.

LXVIII.

Leichtgläubigkeit, Aberglaube und Fanatismus.

LXVIII.

Credulity, Superstition and Fanaticism.
a Medley.

Leichtgläubigkeit, Aberglaube und Fanatismus.

Eine gemischte Gesellschaft.

(Mit der Unterschrift aus 1. Joh. IV. V. 1).

Herr Walpole sagt von diesem Blatt unsers großen Künstlers, daß es an tiefer und nützlicher Satyre das Größte sei, was sein Griffel je hervorgebracht habe. Wenn auch dieses Lob etwas übertrieben sein sollte, so scheint es denn doch, daß es unter allen Hogarthischen Blättern dasjenige ist, welches am ersten verdiente (wenigstens in dieser betrübten Zeit), unter jede Haustafel gestochen zu werden. Der Anblick erweckt Schauder und Entsetzen, und doch ist hier Alles wahr. Ja Manches paßt so sehr auf unsre Zeiten, und uns, die doch Ho-

garth nicht kannte, daß der Leser den Kupferstich füglich zu einigen Abhandlungen in der bleibenden Berliner Monatsschrift als Erläuterungen kann beibinden lassen. Es war und ist so, und — — wird so bleiben; dieses vermehrt den Schauder und das Entsetzen. Der Jammer ist nur, daß solche Augen, als hier vorgestellt sind, nicht mehr sehen, und solche Ohren nicht mehr hören, was zu ihrem Frieden dient; allein vielleicht ist es so mit aller Satyre, mehr zur Warnung für die draußen, als zur Besserung derer, die drinnen sind. —

Man glaubt, Hogarth habe durch dieses Blatt die Methodisten lächerlich, oder wohl noch mehr, verabscheuungswürdig machen wollen; und freilich sieht man hier die Namen Whitfield's und Weßley's *), welches die Muthmaßung rechtfertigt. In wie weit aber alsdann die Satyre gerecht oder ungerecht wäre, zu entscheiden, ist hier der Ort nicht, auch ist es nicht nöthig. Wenn wir nur darin eins sind, daß es solche Thoren und Betrüger, als das Blatt darstellt, überall giebt, so kann es uns gleichgültig sein, zu wissen wie sie heißen, und welche Secte die meisten liefert.

Der Schauplatz ist ein Tabernakel, und hier sehr gut gewählt. Wenn jeder Gesellschaft und jedem Versammlungssaal diesseits der Thür des Tollhauses etwas Aehnliches jenseits correspondirt, so hat auch das Tollhaus sein Tabernakel; und thörichte Leichtgläubigkeit und Aberglauben halten sich alsdann ge-

---

*) Ersterer ist der Stifter der Methodistensecte, und der Letztere sein Nachfolger im Amt, der aber doch vom Erstern in einigen Stücken abweicht. Weßley lebt noch jetzt (1787) in einem sehr hohen Alter. Was auch von den Anhängern dieser Männer Böses und mit Grund gesagt werden mag, so trifft doch das Wenigste darunter sie selbst.

wöhnlich zu dem Zimmer, worin die Kanzel steht. Religion, so wie die Liebe, erhält sich auch noch in jenen Gewölben des bürgerlichen Todes am längsten.

Zu den auf diesem Blatt vorgestellten Thorheiten und Ausschweifungen liefert freilich London allein mehr Beispiele, als ganze Gegenden anderer Länder, nicht eben immer zum Beweis besonderer Vorzüge der letzteren. Ewiges Branntweintrinken, Tabackrauchen, Kartoffelbäuche, dumpfige Stuben und ein zwölfstündiges Federbad in jeder Nacht wiederholt, thun oft Wunder hierin, und wenn sie auch Tugend nicht befördern, so machen sie doch zu Ausschweifungen unfähig, und das ist immer etwas. Manche Leute werden vor lauter Kränklichkeit nicht krank, und wer keine Vernunft mitbringt, hat wenigstens keine zu verlieren. In Berlin ist das Volk abergläubischer, als in Wien. Ich zweifle, ob in letzterer Stadt Rosenfeldt viel zu entsiegeln oder der Monddoctor viele Patienten würde bekommen haben. Von dem systematischen Aberglauben, der an manchen Orten von den Kanzeln gelehrt wird, und von den Wundern heiligen Schnitzwerks und heiliger Weisbinderarbeit rede ich nicht. Der Erklärer dieser Blätter war daher einmal willens, den Berlinischen Pöbel gegen einige Angriffe, die auf ihn geschehen sind, zu vertheidigen, nicht seinen Aberglauben, sondern das, was ihn dazu fähig macht. Der Aberglaube des römischen Volks hing wohl gewiß mit seinem Edelmuth zusammen, und das Londonsche, welches von dem übrigen Europa so sehr bewundert wird, ist das Volk, das sich im April 1750, als ein elender Kerl von der Garde der Stadt den Untergang weissagte, zu tausenden davon machte, und zu hunderten auf den Heerstraßen in Kutschen schlief. Es ist ein bekanntes Histörchen, daß ein Kerl, dem sein Bettcamerad sagte, er sollte aufstehen, der jüngste Tag sei da,

denselben kaltblütig fragte, ob man schon posaune, vermuthlich, weil er sich noch einmal auf das andere Ohr legen wollte. Diese Rede ließe sich keinem Engländer andichten, plattdeutsch wird sie auf einmal natürlich wahrscheinlich; posuhnet se all?

Die Hauptfigur auf der Kanzel ist der selige Gaßner völlig, nur heißt er hier St. Moneytrap (St. Geldfang), wie man aus einem Brief sieht, den er so eben durch einen Expressen vom Himmel und zwar franco bekommt. Ein kleiner Cherup, der sich mit einer Postillionsmütze versehen hat, apportirt ihn, in Ermanglung der Hände, mit dem Munde. St. Geldfang scheint irgend etwas auf die Versammlung zu canoniren, vermuthlich Fluch oder Weissagung. Der Donner muß heftig sein, denn wirklich ist das Schallbrett, der Resonanzboden der Kanzel, so davon gesprungen, daß man mit einer Hand hinein kann. In der linken Hand hält er den Teufel, und in der Rechten, wo ich nicht irre, seine Großmutter, oder sonst jemand aus der Familie, wie man aus dem gemeinschaftlichen Schnitt des Unterkinns, und aus einer gewissen Bonhommie sieht, die um Beider Lippen schwebt. Ersterer hat den Rost in der Hand, worauf bekanntlich die Seelen gebraten werden, und Letztere reitet auf einem Besen zugleich mit einer schwarzen Familienkatze, welcher sie indessen die Brust reicht. Beides sind, wie es scheint, geschnitzte Bilder, die St. Geldfang an Schnüren hält, und aus seiner geistlichen Gewehrkammer gerade für heute mit auf die Kanzel genommen hat, zur Beförderung der — reinen Lehre. Im Eifer stürzt ihm die protestantische Pastorenperücke vom Kopfe, und reißt zugleich den heiligen Schein mit sich fort, und hier geschieht ein Wunder: der vermeintliche Protestant steht in völliger Tonsur da (S. Herrn Nicolai's Reisen und die Berl. Monatsschrift). Auch fährt der Chorrock vorne aus-

einander, und da bekommt man noch etwas zu sehen, nämlich den **Harlekin** *). Was würde man nicht noch mehr zu sehen bekommen, wenn es nicht die Kanzel bedeckte! An der Kanzel hängt noch mehr geistliches Schnitzwerk, nämlich drei Gespenstergeschichten; eine von einer gewissen Frau **Veal**, welche in der Vorrede zur englischen Uebersetzung von **Drelincourt**, **über den Tod**, erzählt stehen soll; die zweite, **Cäsar's** Geist mit den Dolchen in der Brust, und die dritte von **Sir George Villers**, Vater des Herzogs von **Buckingham**, der von einem gewissen **Felton** zu Portsmuth ermordet wurde. Man sagt nämlich, er sei einem seiner Bedienten erschienen, und habe ihm von der Verschwörung Nachricht gegeben, man habe aber nicht darauf geachtet. Vor dem Priester liegt ein Blatt, mit den Worten: I speak as a fool (ich **red' als ein Thor**), und dieses wollen wir ihm gern auf sein Wort glauben und weiter gehen.

Unter der Kanzel steht der Küster des St. **Geldfangs** um Amen! zu sagen. Ein rechtes Sinnbild von Fanatismus, mit Flügeln und Krallen. Er weint, so wie die Cherubim ihm zur Seite, und eine untere Figur. Auf dem Pult stehen im Original die Worte: continually to cry: **wir weinen ewiglich**. Ueberhaupt wird hier viel geweint, eigentlich über das **stinkende Ich**, wie das Kunstwort heißt. Das herabhängende Blatt enthält eine Stelle aus **Whitfield's** Hymnen ungefähr folgenden Inhalts:

---

*) Es wird nicht sowohl auf den Harlekin der Farce, als den der Pantomime angespielt, der bekanntlich sich in Alles verwandelt, um nur seinen **Zweck** zu erreichen.

Wir flehn, giebst du uns Lieb', o Herr!
Um weiter keinen Himmel mehr.

Der Leser bemerke die Glorie um das Wort Liebe, sie hat ihre Bedeutung, wie wir gleich sehen werden. Unten im Winkel ist Einer eingeschlafen, dieses macht sich ein kleiner wohlgewachsener Soufleur mit Schwanz und Hörnern (ein netter diable de poche) zu Nutz, ihm privatissime einige seiner kleinen Grundsätze der Moral, auf den Zehen stehend, zuzuflüstern.

Rechter Hand im Vorgrund, fällt das Thermometer der Schwärmerei in die Augen. Die Kugel desselben ist ein menschliches Gehirn, welches Trusler, der sonst dieses Blatt umständlicher und besser erklärt, als irgend eines, mit eben so schlechter Kenntniß der Physiologie als der Quelle der religiösen Schwärmerei, für ein Herz hält. Es steht auf Westley's Predigten und Glanvil's Tractat von Hexen, vermuthlich um den Siedepunkt zu bestimmen. Am Gehirn hängt nur noch ein Ohr, das andre vielleicht an irgend einer Pillorie. Die Punkte, die auf der Scale angegeben sind, sind von der Kugel aufwärts gezählt; Selbstmord, Tollheit, Verzweiflung, fixes Herzensweh, Todeskampf, Kummer, Niedergeschlagenheit, Laulicht, hier ist die mittlere Temperatur; nun wirds plötzlich heißer: Liebesgluth, Fleischeslust (mit einer Glorie), Entzücken, Zuckungen, Tollheit (über der mittlern Temperatur, vorher hatten wir sie darunter), und endlich der Rasepunkt auf einem Wölkchen angegeben, aus welchem ein Paar Cherubim in ihre Trompetchen stoßen. Hogarth muß keine sonderliche Idee von diesen Geschöpfen Morgenländischer Phantasie gehabt haben. Aus der Glorie um den Lustpunkt hier, die wir vorher um das Wort Liebe gesehen haben, läßt sich, wie Trusler ganz richtig bemerkt, schließen

daß Hogarth habe andeuten wollen, diese Leute halten jene Liebe im Liede mit dem Siedepunkt der Wollust auf dieser Scale für einerlei. Oben über dem Thermometer ist wie ein Savoyarden-Hygrometer zwischen zwei Säulchen, die Geschichte des Gespenstes von Cockläne angebracht *). Dieses Gespenst machte um das Jahr 1762 sehr viel Aufsehen. Ein Mädchen von 12 Jahren sagte nämlich, sie würde, wo sie auch schliefe, beständig von einem Geist gequält, der an dem Getäfel entweder kratzte oder pochte. Der Geist hier linker Hand ist nach Art einer Mumie vorgestellt, dergleichen auf diesem Blatte mehrere vorkommen, in der Linken hält er den Hammer, womit er klopft, und in der Rechten das Instrument, womit er kratzt. Der Glaube an dieses elende Märchen nahm sehr überhand, und es sollen sich, zumal in den obern beiden Facultäten, Männer von ihm haben einnehmen lassen, hinter denen man so etwas nicht hätte suchen sollen. So sagt man. Allein gerade bei diesen, sollte ich denken, ist der Beifall zu suchen, vorausgesetzt, daß ihnen das Licht wahrer Naturkenntniß nicht vorleuchtet. Sie werden meistens schon auf Schulen und Universitäten gewöhnt, Dinge ohne Untersuchung zu glauben, wogegen das Gespenst von Cockläne bloße Kleinigkeit ist. Der Imperator und die Tradition sind wahre Tyrannen für den, der außer ihnen weiter nichts kennt. Das ganze Thermometerbrett wird durch einen kleinen Trommelschläger gekrönt, der auf einem Postament mit Flügeln (wider die Cherubim) steht. Auf dem Postamente steht der Name Tedworth. Auch dieses ist ein Gespenst, von dem sich wahrscheinlich das bekannte Lustspiel Addisson's, das Gespenst mit der Trommel, herschreibt. Auch dieses hat viele

*) Ein Gäßchen in London, in der Gegend von Smithfield.

hingerissen. Die Geschichte ereignete sich schon im Jahre 1661, da zu Tedworth in Wiltshire ein Windbeutel mit einer Trommel unter allerlei Vorwand, wie der Rattenfänger zu Hameln mit einem falschen Paß umherzog, und vermuthlich wie letzterer aus andern Absichten, als Ratten zu fangen, oder andern, als zu werben, wenigstens nicht für den König. Ein gewisser Friedensrichter Namens Mompesson fand den Betrug aus, steckte den Kerl ein, nahm ihm die Trommel und verwies ihn des Landes; unglücklicher Weise nahm er die Trommel ins Haus, diese trommelte nun in der Mitternachtsstunde beständig, so daß es noch zu Hogarth's Zeiten wiederhallte.

Zur Rechten unter der Kanzel finden sich zwei Figuren mitten in der Wildniß religiöser Schwärmerei auf dem Pfade der Natur, der immer noch durch jene hinläuft, unvermuthet zusammen; in ihren Augen lassen sich selbst durch alles das Gespensterunwesen und die Verwirrung, die St. Geldfangs Donner in ihnen gestiftet haben mag, die kräftigern Spükereien der kleinen blinden heidnischen Gottheit nicht verkennen, die das Herz des Mädchens bereits überrumpelt zu haben scheint, noch ehe das Gespenst von Cockläne, das ihr hier mit dem Lichtchen in den Busen gesteckt wird, die Belagerung anfängt. Von 4 Händen, die hier bei diesem Paar erscheinen, sind, jetzt wenigstens, bloß noch zwei ganz unschuldig. Was den Erklärer dieser Blätter hier vorzüglich aufmerksam gemacht hat, ist das weiche, gestreckte Haar des armen Sünders hinter die Ohren gestrichen. O! er hat dieses so oft gesehen, bei Köpfen, die der Kühlung von innen bedurften, daß dieser Zug einer von denen war, die ihn zuerst auf Hogarth's Shakspearisch-triebmäßige Beobachtung aufmerksam gemacht haben. Schade, daß die Haare hinten aufgesteckt sind; doch der Mann ist noch jung und

also vielleicht ein heiliger Stutzer. Der Leser, der noch nicht Erfahrung hat, bemerke ja das weiche gestreckte Haar hinter die Ohren gestrichen. Es wird ihn nie trügen. Der Krauskopf schwärmt selten, das schlanke Haar nimmt jede Frisur an, zumal wenn die rechten Brenneisen daran kommen.

Die Geschichte mit dem Mensch, das da auf der Erde liegt, hat mehr Geisterverwirrung verursacht, als irgend eine. Es heißt Mary Toffts aus Godalmin, welches man wegen des Glaubens, den sie da fand, nachher in Godliman anagrammatisirt hat; es soll so viel heißen, als die Gerechten oder die Gläubigen. Sie gab vor, sie hätte Quadrillinge von Kaninchen geboren. Sie erblicken das Licht der Welt im vollen Gallopp. Ihre Farbe würde Hr. Hencke zu Hildesheim anzugeben wissen, wenn nur die Farbe der Unterröcke der Dame bekannt wäre. Sie kommen da hervor wie auf Subscription. Der Betrug wurde mit so vieler Kunst gespielt, daß ein gewisser Dr. St. André, ein Mann der selbst am Hofe beliebt war, und noch nachher beliebt blieb, das Opfer der Geschichte wurde. Er wurde völlig betrogen. Sie heißt bei den englischen Ammen: The rabbit Woman (die Kaninchenheckerin), und ist nunmehr in die Mythologie der Ammenstuben förmlich recipirt. Sie liegt, wie man sieht, in Convulsionen, sogar das Liqueurglas, das ihr eine Hand reicht, hat sie abgebissen. Mit St. André und dieser Dame ließe sich ein ganzer Artikel füllen. Der Erklärer hat alles in Händen, was dazu gehört, diese Scene auszumalen; allein die gegenwärtige Leinwand verträgt die Farben nicht, womit es geschehen müßte.

Ihre Nachbarin ist ein bekanntes Schuhputzermensch, die gebogene Stecknadeln, Schusterzwecke und Stücke Hufeisen speit. Aus einem Versehen der Zeit mehr, als des Kupferstechers, hat

sie Whitfields Journal im Korbe hinter sich. Es sollte eigentlich das Wochenblatt von Glarus sein. — Es war so, und wird so bleiben — In der Hand hält sie eine Bouteille, von welcher der Kork abfliegt, und sogleich erscheint der in die Bouteille gebannte Geist mit seinem Lichtchen. Man bannte ehemals die Geister in Bouteillen mit gährender Materie angefüllt, und es konnte so an Erscheinungen nicht fehlen. So spükt noch jetzt der Champagner in Gesellschaften. Priestley hat über diese Dämonologie geschrieben. Unsre ruchlosen Zeiten heißen diese Geister Luftsäure, und erlauben ihnen aber doch noch einige Verwandtschaft mit dem, der in der Luft herrscht.

Der Rabbine zur Linken, über der Kaninchenheckerin verdient eine kurze Betrachtung. Er steht da vor dem großen Gemälde eines Altars, worauf mit der Aufschrift: blutig, das Opfer- oder Toleranzmesser liegt. Er ist, soviel man sehen kann, ohne Hemd, und knickt etwas zwischen den Nägeln der beiden Daumen, ich weiß nicht eigentlich, was. Indessen leuchtet doch im Ganzen die große Wahrheit der Schilderung ein; denn seitdem die Juden haben aufhören müssen, den Himmel mit Roastbeef zu tractiren, so finden ihre Priester, leider! nur zu oft mehr Gelegenheit zu knicken, als zu schächen, und das hat Hogarth vermuthlich sagen wollen.

Zur Seite des Rabbinen sitzt wieder eine abscheuliche Figur, mit dem Gespenst vor dem Munde, sie hält das Lichtchen vor die Oeffnung, so will es das innere Licht.

Hinter diesem Weibe steht ein umherziehender methodistischer Prädicant, vielleicht ein Schuster, der einem andern noch nicht eingeweihten Schuster die Hölle im eigentlichen Verstande heiß macht. Die Haare des Letztern sind vor Schrecken starr und wie papillotirt. Der Erstere weist dabei auf einen Kron-

leuchter, der das Schrecklichste auf dem ganzen Blatt enthält. Er hängt nämlich wie ein Globus im Tabernakel, zu einem gräßlichen Gesicht formirt, mit Augen, Nase und Rachen, wovon jedes ein Klima einnimmt (eigentlich die Hölle). Man muß sich der Schrecken der Decembernächte seiner Jugend ziemlich zu entwöhnen gewußt haben, um sich hier nicht selbst im Alter noch zu entsetzen. Hier ist der geschmolzene Bleipfuhl, der Schwefelsee und der bodenlose Abgrund. Unter der Nase fließt Pech und Schwefel. Wie ein Schnurrbart stehen um den Rachen herum die Worte: Schlund der ewigen Verdammniß. Unter dem Aequator ist die Zona horrida, außerdem giebt es da Schwefeloceane und unbekannte Gegenden, auf deren Gehalt sich aus den bereits bekannten schließen läßt. Ein gewisser Whitfieldianer, ein Geistlicher, Namens Romaine, soll sich die Hölle so gedacht haben. — Als wenn er da gewesen wäre! Die Gruppen im Hintergrund sind verständlich; sie gehören zu den Cherubim, die, wie der Ausdruck heißt, ihr stinkendes Ich beweinen.

Oben bei der Kanzel hängt das Sonometer des Predigereindrucks an dem offenen Rachen und der Nase eines etwas weit in dieser Gegend gespaltenen Menschen; der Ring ist drollicht durch das eine Nasenloch gezogen; im Rachen steht: Blut! Blut! Blut! Blut; Entsetzlich! Der höchste Punkt ist the bulls roar, der Brüllpunkt! An der Seite herunter stehen die Worte: Whitfield's Stimmleiter. —

Außerhalb dieses Tabernakels, jenseits eines Gitterfensters steht ein Türke, der seine Pfeife raucht, und über den Unsinn innerhalb lächelt. Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Posse immer geschmerzt hat. Hogarth hat sicherlich hiermit seinen Unverstand verrathen, sie ist aber ihm, als einem launichten

Kupferstecher, sehr verzeihlich, denn, ohne durch mein Urtheil den zum Theil vortrefflichen Lehren Mahomet's, die aber nicht befolgt werden, zu nahe zu treten, so ist wohl das türkische Volk, so wie es jetzt ist, das nichtswürdigste auf Gottes Erdboden.

Nun noch ein Paar zerstreute Bemerkungen: An dem Stuhl zur Rechten der Kanzel ist ein Modell zu einer Sparbüchse, die man allen Armen- und Werkhäusern empfehlen kann. Denn einmal fällt das Geld so leicht hinein, als in jede andere, aber aus keiner fällt es beim geringsten Ruck wieder so leicht heraus. Kann auch als Mausefalle gebraucht werden, lauter Eigenschaften, die sie von der einen Seite den Armen selbst, und von der andern ihren Vorstehern empfehlen.

Das Schuhputzermensch hat ihr Geräthe auf eine Dämonologie gesetzt; am Schnitt des Buchs steht des Verfassers Name: König Jacobs I. Ich erwähnte dieses Umstandes nur, um allem üblen Urtheil von jenem König vorzubeugen. Wer hieraus schließen wollte, Jacob I. sei ein Schwärmer gewesen, würde sehr irren. Die Zeiten brachten es mit sich. Vergleicht man seine Schrift mit diesen, so sinkt sie zu der Classe ganz kühler wohlgemeinter Werke herab, die gewisse Vorurtheile ernstlich vortragen, welche in manchen Ländern die Religion geheiligt hat.

Obgleich die hier vorgestellten Rasereien nicht alle einerlei Art sind, und in diesem Tempel von der Fakel der Aufklärung bloß der Ruß und ein Paar Pechflecken anzutreffen sind, so herrscht doch ziemlich viel Toleranz in demselben. Vielleicht hat Hogarth (wenn er anders etwas dabei gedacht hat), damit sagen wollen, was mir zuweilen einfällt: Menschen, die von mir in meinen Haupt- und Lieblingsmeinungen differiren, ganz gleichgültig, oder gar so anzusehen, wie die, die mit mir eins

sind, dazu gehört entweder mehr rasende Unempfindlichkeit als man dem menschlichen Geschlecht je wünschen, oder mehr Weisheit als man je von ihm hoffen kann.

Zusätze.

Der Zweck, den Hogarth bei dem ersten Entwurf dieses Blattes hatte, war, die seltsamsten Vorstellungen von Heiligen und Märterern, die man selbst auf den Malereien der ersten italienischen Künstler findet, zu verspotten *). Allein er verwarf die Platte, und führte den vor uns liegenden Kupferstich aus, wodurch er die Methodisten und vorzüglich den Chirurgus St. André lächerlich machte, der sich durch die Kaninchenheckerin täuschen ließ. Da die biographischen Nachrichten von diesem Mann nicht ohne Widerspruch und Verwirrung sind, und Lichtenberg die Geschichte der Kaninchenheckerin nur mit wenigen Worten berührt hat, so wird es dem Leser vielleicht nicht unangenehm sein, diese Begebenheit hier genauer zu erfahren.

Nathaniel St. André, von Geburt ein Schweizer, hatte mit dem berüchtigten Chevalier Taylor viel Aehnliches. Er kam in seiner frühen Jugend mit einer jüdischen Familie nach London, und mußte sich, weil er arm war, sein Brod als Bedienter erwerben. Indessen hatte er viel Anlage zu Musik und Tanz, und brachte es darin zu einer gewissen Vollkommenheit. Er gieng hierauf bei einem Chirurgus in die Lehre, machte einige glückliche Operationen, und wurde dadurch nach kurzer Zeit so berühmt, daß man ihn und den Franzosendocter Rock für

---

*) S. *Ireland,* T. III. p. 233.

die ersten Wundärzte in London hielt. Er wurde sogar an den Hof gezogen und von Georg I. sehr begünstigt. Allein ein Weib brachte ihn um seinen ganzen Credit, und machte ihn zum Gespött von ganz London. Die Sache gieng folgendermaßen zu, Ein Chirurgus von Guildfort, Namens Howard, kündigte an. daß eine gewisse Mary Tefft Kaninchen geboren hätte und noch mit mehrern schwanger sei. Dies Gerücht verbreitete sich so schnell und fand so viel Glauben, daß, wie ein wahrhafter Schriftsteller versichert, fast Niemand in London ein Kaninchen essen wollte, aus Furcht, ein Product der Mary Tofft zu erhalten. Lord Onslow ließ das Weib untersuchen, wurde getäuscht und stattete dem Arzt John Sloane einen Bericht darüber ab, der in dem brittischen Museum aufbewahrt wird. Der leichtgläubige Whiston schrieb sogar ein Buch über wunderbare Empfängnisse, und glaubte, daß durch jenes Weib eine Prophezeihung im Buche Esra in Erfüllung gegangen sei. Nun kam die Sache auch dem Herrn St. André zu Ohren, der das Weib in ein Wirthshaus in Leicesterfields bringen ließ, um es daselbst mit einigen Wundärzten zu untersuchen. Allein er wurde durch die Gaukeleien der schlauen Betrügerin hintergangen, und zwar auf eine Art, die wir hier nicht erzählen können. Da jedoch Einige seine Beobachtungen in Zweifel zogen, so gab die Königen Carolina dem berühmten Cheselden den Auftrag, die Sache streng zu untersuchen, und dieser große Arzt entdeckte augenblicklich den Betrug. Hierdurch verlor St. André sein ganzes Ansehen; die Kaninchen erschienen wieder auf der Tafel, aber zugleich eine zahllose Menge von Schmähschriften, unter andern von Swift und Arbuthnot, worin St. André beißend mitgenommen wurde. Man verspottete ihn, wo er sich blicken ließ; stellte die ganze Geschichte in Holzschnitt dar, und brachte

sie sogar auf die Bühne zu Lincol'ns Innfields, wo Harlekin behauptete, in ein Weib verwandelt zu sein, und Kaninchen gebar. Dillingham, ein reicher Apotheker, der mit St. André gewettet hatte, daß die ganze Sache eine Betrügerei sei, ließ für die gewonnenen zwanzig Guineen ein prächtiges Wapen stechen, das drei Kaninchen im Felde führt. Viele berühmte Aerzte traten ebenfalls zusammen, eröffneten eine Subscription, und baten Hogarth, diese merkwürdige Begebenheit durch den Grabstichel zu verewigen. Dies geschah auch durch ein Blatt, das die Unterschrift hat: Cunicularii or the wise man of Godliman in consultation, und im Jahre 1726 erschien *). Man sieht auf demselben den Herrn St. André mit einer Geige unter dem Arm, und die Wundärzte Richard, Manningham, Sainthill und Howard, die wahrscheinlich mit der Betrügerin im Einverständniß waren.

St. André suchte sich zwar durch eine Flugschrift öffentlich zu entschuldigen, aber sein Ruhm war unwiederbringlich verloren. Er zog sich daher auf's Land zurück, nachdem es ihm gelungen war, eine reiche Frau, Betty Molyneux, die ein Vermögen von 30000 Pfund hatte, zu heirathen. Er starb 96 Jahr alt, im Jahr 1776, nachdem er fast alle seine Freunde und Feinde überlebt hatte.

Die Kaninchenheckerin, die sich in der Folge noch vieler grober Verbrechen schuldig machte, wurde im Jahre 1770 gefänglich eingezogen und starb im Jahre 1790. Man hat ein treffendes Bildniß von ihr, das Laguerre gemalt und Faber in Kupfer gestochen. S. The Gazette or Daily London advertiser. Jan. 21. 1764.

---

*) S. *Ireland*, Tom. III. p. 334.

LXIX.

Die Bank.

LXIX.

The Bench.

Die Bank.

Wir erblicken hier das Innere der königlichen Bank, oder vielmehr die Richter, die im Jahre 1764 in diesem Gerichtshofe saßen. Es sind vier Porträte, und zwar ist der Erste an der linken Seite William Noel, der Zweite Sir Eduard Clive, der Dritte Sir John Willes und der Vierte Mr. Justice, in der Folge Graf Bathurst. Die großen Haarmassen der Richter scheinen übertrieben zu sein, sind aber treu copirt und werden noch unverändert beibehalten.

Diese Perücken hatten in England einen lächerlichen Ursprung. Saxton, Hofnarr des Königs Heinrich VIII., war der Erste, der einen solchen Kopfputz trug, wobei die Locken ihm tief herab den ganzen Rücken bedeckten; auch findet man in den noch vorhandenen Rechnungen des Kammerzahlmeisters der damaligen Zeit folgendes Memorandum: «paid for a wig for Saxton, the King's fool, twentie shillings».

Die Absicht Hogarth's mit diesem Blatte war, seine Freunde auf den Unterschied zwischen Charakter, Ausdruck und Caricatur

aufmerksam zu machen. Allein es ist nicht ganz vollendet worden; noch am Tage vor seinem Tode, am 6. October 1764 arbeitete er daran.

Unter Hogarth's hinterlassenen Papieren findet man ein Fragment über Caricatur, das viele glückliche Ideen enthält. „Ich habe sehr oft bemerkt", sagt er, „daß man den Ausdruck für das Höchste in der Malerei und Sculptur, die Caricatur aber für das Niedrigste hält. Man glaubt nämlich, daß es jedem Kinde leicht sei, Caricaturen zu kritzeln; allein man verkennt die wahre Bedeutung, und verwechselt Charakter und Caricatur, vielleicht wegen des ähnlichen Klanges der Worte. Charakter ist bestimmter Ausdruck, und das Eigenthümliche und Unterscheidende eines Gesichts, Caricatur aber eine Zeichnung, worin das Besondere in der Bildung übertrieben, und in's Possierliche übertragen wird. So hat der dritte Richter wirklich eine spitze Nase und ein vorstehendes Kinn, welche in der obern Reihe zur Caricatur verlängert sind".

Herr Ireland (Graphic illustrations. T. I. p. 165.) hat ebenfalls eine Handzeichnung Hogarth's bekannt gemacht, woraus man seine Idee über Caricatur am besten kennen lernt. Es sind drei Mannsköpfe; der erste stellt ein Gesicht mit einer Habichtsnase dar; wie man sie hier und da wirklich findet; der zweite hat eine längere Nase, wodurch das Gesicht lächerlich wird; der dritte endlich ist so übertrieben, daß es gar keine Wirkung macht.

Vergl. Ireland's illustrations. T. II. p. 541. T. III. p. 363. im Appendix.

Das Originalgemälde ist in dem Besitz eines Herrn Eduards, weicht aber von unserm Kupferstich sehr ab. S. Nichols, p. 318.

LXX.

Shrimps!

Krebschen!

LXX.

Shrimps!

Krebschen!

LXX.

S h r i m s!

K r e b s ch e n!

Dieses Blatt findet sich noch in keiner Sammlung Hogarthischer Kupferstiche. Auch in Ireland's Hogarth illustrated ist es nicht angeführt. Es ist einzeln in Kupfer gestochen von dem verdienstvollen Bartolozzi nach einem skizzirten Oelgemälde im Besitze der Madame Hogarth. Wer dieses Gemälde nicht gesehen hat, kann nun auch nicht wissen, ob Bartolozzi nicht mit einer gewissen Gutmüthigkeit, die bei Copisten nicht unerhört ist, Einiges aus seinen eigenen Mitteln in die Skizze hineingetragen hat; um dem bloßen Entwurfe mehr künstlerische Fülle zu geben. In jedem Falle ist das Originalgemälde nur eine Skizze; aber eine solche, in der wenigstens Hogarth's Geist kenntlich erscheint. Die Copie von Hrn. Riepenhausen ist treu; nur haben durch die stärkere Manier die Züge des freundlichen Gesichtchens einen kraftvolleren oder, wie die Freunde des Weichen sagen würden, härteren Ausdruck erhalten; und auch dabei

kann das Original nichts verloren haben, da Hogarth's eigne Manier sich eben nicht zu dem Weichen neigt.

Aber was stellt das Bild vor? Wem das nicht in der Hauptsache der bloße Anblick sagt, der wird es auch in Nebensachen durch keine Erklärung auffinden lernen. Aus der Unterschrift, Shrimps! läßt sich nur Einiges von dem ableiten, was den ästhetischen Werth des Bildes betrifft. Das Wort bedeutet eine Art kleiner Krebse, die, nach der Versicherung einer unter uns lebenden Engländerin, noch jetzt auf dieselbe Art, wie zu Hogarth's Zeit von Landmädchen in England feil geboten, in flachen Körben zu diesem Zwecke auf dem Kopfe getragen, und maßweise verkauft werden, gerade in solchen Maaßen, wie dasjenige, was wir hier auf dem Korbe und Kopfe der anmuthigen Krebshändlerin liegen sehen.

Krebschen! also ruft dieses Gesichtchen aus? Nein. Aber es hat sie ausgerufen, und wird fortfahren, auf diese Art Käufer einzuladen. In diesem Augenblicke schaut es freundlich die Welt an. Welche Art von Krebsen gemeint ist, kann bei andern Untersuchungen wichtig scheinen. Hier kommt wohl nichts darauf an. Doch möchte es auch gelehrte Kritiker geben, die eine Erklärung dieses Blattes so lange für unvollständig ansehen werden, bis ausgemacht sein wird, zu welcher Gattung nach dem Linnéischen System die hier feil gebotenen Krebse gehören, ungefähr so, wie solchen Kritikern bei der Erklärung alter Kunstwerke höchst wichtig ist, zu wissen, von was für Leder zum Beispiel die Riemen waren, mit denen Achill seine Sandalen zuschnürte. Denn es liegt in der Natur einer gewissen materiellen Kunstkritik, die Idee, die einem Kunstwerke zum Grunde liegt, zu ignoriren, um desto genauere Rechenschaft von den Dingen zu geben, die sich auch bei solchen Kunstwerken nach-

weisen lassen, denen gar keine Idee zum Grunde liegt, und die in dieser Hinsicht allerdings vielen Erklärungen von Kunstwerken gleichen. Aber unser Hogarth ging bekanntlich nicht leicht ohne muntere und satyrische Ideen zu Werke. Mithin läßt sich die Frage nicht wohl abweisen, was er denn mit der schönen Krebschenhändlerin eigentlich wollte.

Ohne Zweifel ist dieses Bild ein Porträt, frisch und warm mit dem lebendigsten Interesse für artistische Wahrheit in einem glücklichen Augenblicke der Natur abgesehen. Aber charakteristische Porträte sind auch viele andere Gesichter in den reichen Compositionen Hogarth's. Das Individuelle, das sich nur der Natur nachbilden, nicht erfinden läßt, giebt überhaupt allen seinen satyrischen Dichtungen die hinreißende Lebendigkeit. Aber in diesem Porträt hier vor uns sucht man vergebens nach Satyre. Das anziehende Bild spricht auf das einfachste sich selbst aus. Wer könnte in ihm einen Gegenstand des Spottes gewahr werden? Wenn nicht alle Wahrzeichen trügen, so sehen wir in dieser angenehmen Figur die Grundzüge einer ächten Schönheit nach Hogarth's Geschmacke, eine derjenigen naiven Schönheiten, die von dem romantischen Ideale eben so weit entfernt liegen, als von den antiken; die überhaupt, mit dem Maßstabe des Ideals gemessen, keine eigentliche Schönheiten, aber gerade deßwegen in den Augen eines Hogarth, der für das Ideale im Schönen gar keinen Sinn hatte, für Sinn und Seele das Reizendste sind. Mit dieser Erklärung soll nicht gesagt sein, daß Hogarth eine vollendete Schönheit nach seinem Geschmacke in diesem Porträte habe darstellen wollen. Es ist eins der Gesichter, die er liebte und an die er dachte, wenn er zur Abwechselung auch ein Mal sich als Maler schöner Gestalten fühlen und zeigen wollte. Wahrscheinlich ist auch deßwegen unter seinen

Gemälden dieses Bild als bloße Skizze stehen geblieben. Und wer von uns, dem dieses Gesicht in der Natur begegnete, würde ihm nicht auch mit einer Art von Liebe einen Platz in seinem Gedächtnisse einräumen? Freilich, eine Venus sieht anders aus. Eine Venus lächelt auch nicht mit einer so ansehnlichen Oeffnung des Mundes. Aber eine Venus handelt auch nicht mit Krebsen. Und dieses lächelnde Landmädchenantlitz weiß nichts von den Grübchen in seinen Wangen und von den Perlenzähnchen, die nicht so blendend hervorstechen würden, wenn der Mund kleiner und weniger geöffnet wäre. Daß sie deßwegen nie in einen Spiegel geblickt haben sollte, möchten wir gerade nicht behaupten. Ein Paar so heller Augen lassen, was sich im Spiegel zeigen kann, nicht ganz unbemerkt. Aber das möchten wir doch behaupten, daß dieses gute Mädchen auch im Spiegel nicht wahrgenommen hat, wie lieblich die Gegend, unter der ihr unschuldiges Herzchen schlägt, das Auge des Natur- und Kunstfreundes anspricht. Gebildete Kunstkennerinnen müssen sich selbst besser kennen. Es mag ihnen zuweilen recht schwer werden, durch ein bescheidenes Costüm, das denn doch den Gesetzen des guten Geschmacks gemäß sein muß, die Augen der Kenner abzulenken von Dingen, deren Dasein man ungebührlich bezweifeln könnte, wenn sie sich nicht selbst, wo nicht ganz aussprächen, doch auf eine interessante Art bemerklich machten. Ein Landmädchen, wie dieses, schlägt ohne Umstände sein Halstuch um, und geht seinen Geschäften nach.

Doch jede Fortsetzung des Commentars über einen so einfachen Stoff, wie dieses Bild, könnte die Vermuthung erregen, daß der Commentator mit seinen Reflexionen einen ähnlichen Kleinhandel treibe, wie das naive Mädchen hier mit den kleinen Krebsen.

LXXI.

Paul before Felix.

Paulus vor Felix.

LXXI.

Paul before Felix.

Paulus vor Felix.

Ueber dieses Blatt ist Vieles zu sagen. Je nachdem man es aus dem einen, oder dem andern Gesichtspunkte betrachtet, muß man es loben oder verdammen. Aber wie auch das Urtheil ausfallen mag, der Effect bleibt sich gleich; man muß lachen. Daraus folgte denn, wenn der Effect allein über den Werth eines Kunstwerks entschiede, daß die Kritik hier die Mühe sparen könnte, uns zu belehren, warum das, worüber wir lachen, eben nichts Sonderliches sei. Denn komisch soll der Effect sein; und das ist er in einem hohen Grade. Mithin wäre, nach dieser Ansicht, das Bild, was es sein soll. Aber was ist, was es sein soll, muß seinen Zweck erreichen; und wenn Hogarth's Zweck wirklich war, durch dieses burleske Bild die Werke des großen niederländischen Malers Rembrandt lächerlich zu machen, hätte er nur sich selbst lächerlich gemacht. In diesem Sinne nannte

hingerissen. Die Geschichte ereignete sich schon im Jahre 1661, da zu Tedworth in Wiltshire ein Windbeutel mit einer Trommel unter allerlei Vorwand, wie der Rattenfänger zu Hameln mit einem falschen Paß umherzog, und vermuthlich wie letzterer aus andern Absichten, als Ratten zu fangen, oder andern, als zu werben, wenigstens nicht für den König. Ein gewisser Friedensrichter Namens Mompesson fand den Betrug aus, steckte den Kerl ein, nahm ihm die Trommel und verwies ihn des Landes; unglücklicher Weise nahm er die Trommel ins Haus, diese trommelte nun in der Mitternachtsstunde beständig, so daß es noch zu Hogarth's Zeiten wiederhallte.

Zur Rechten unter der Kanzel finden sich zwei Figuren mitten in der Wildniß religiöser Schwärmerei auf dem Pfade der Natur, der immer noch durch jene hinläuft, unvermuthet zusammen; in ihren Augen lassen sich selbst durch alles das Gespensterunwesen und die Verwirrung, die St. Geldfangs Donner in ihnen gestiftet haben mag, die kräftigern Spükereien der kleinen blinden heidnischen Gottheit nicht verkennen, die das Herz des Mädchens bereits überrumpelt zu haben scheint, noch ehe das Gespenst von Cockläne, das ihr hier mit dem Lichtchen in den Busen gesteckt wird, die Belagerung anfängt. Von 4 Händen, die hier bei diesem Paar erscheinen, sind, jetzt wenigstens, bloß noch zwei ganz unschuldig. Was den Erklärer dieser Blätter hier vorzüglich aufmerksam gemacht hat, ist das weiche, gestreckte Haar des armen Sünders hinter die Ohren gestrichen. O! er hat dieses so oft gesehen, bei Köpfen, die der Kühlung von innen bedurften, daß dieser Zug einer von denen war, die ihn zuerst auf Hogarth's Shakspearisch-triebmäßige Beobachtung aufmerksam gemacht haben. Schade, daß die Haare hinten aufgesteckt sind; doch der Mann ist noch jung und

also vielleicht ein heiliger Stutzer. Der Leser, der noch nicht Erfahrung hat, bemerke ja das weiche gestreckte Haar hinter die Ohren gestrichen. Es wird ihn nie trügen. Der Krauskopf schwärmt selten, das schlanke Haar nimmt jede Frisur an, zumal wenn die rechten Brenneisen daran kommen.

Die Geschichte mit dem Mensch, das da auf der Erde liegt, hat mehr Geisterverwirrung verursacht, als irgend eine. Es heißt Mary Toffts aus Godalmin, welches man wegen des Glaubens, den sie da fand, nachher in Godliman anagrammatisirt hat; es soll so viel heißen, als die Gerechten oder die Gläubigen. Sie gab vor, sie hätte Quadrillinge von Kaninchen geboren. Sie erblicken das Licht der Welt im vollen Galopp. Ihre Farbe würde Hr. Hencke zu Hildesheim anzugeben wissen, wenn nur die Farbe der Unterröcke der Dame bekannt wäre. Sie kommen da hervor wie auf Subscription. Der Betrug wurde mit so vieler Kunst gespielt, daß ein gewisser Dr. St. André, ein Mann der selbst am Hofe beliebt war, und noch nachher beliebt blieb, das Opfer der Geschichte wurde. Er wurde völlig betrogen. Sie heißt bei den englischen Ammen: The rabbit Woman (die Kaninchenheckerin), und ist nunmehr in die Mythologie der Ammenstuben förmlich recipirt. Sie liegt, wie man sieht, in Convulsionen, sogar das Liqueurglas, das ihr eine Hand reicht, hat sie abgebissen. Mit St. André und dieser Dame ließe sich ein ganzer Artikel füllen. Der Erklärer hat alles in Händen, was dazu gehört, diese Scene auszumalen; allein die gegenwärtige Leinwand verträgt die Farben nicht, womit es geschehen müßte.

Ihre Nachbarin ist ein bekanntes Schuhputzermensch, die gebogene Stecknadeln, Schusterzwecke und Stücke Hufeisen speit. Aus einem Versehen der Zeit mehr, als des Kupferstechers, hat

sie Whitfields Journal im Korbe hinter sich. Es sollte eigentlich das Wochenblatt von Glarus sein. — Es war so, und wird so bleiben — In der Hand hält sie eine Bouteille, von welcher der Kork abfliegt, und sogleich erscheint der in die Bouteille gebannte Geist mit seinem Lichtchen. Man bannte ehemals die Geister in Bouteillen mit gährender Materie angefüllt, und es konnte so an Erscheinungen nicht fehlen. So spükt noch jetzt der Champagner in Gesellschaften. Priestley hat über diese Dämonologie geschrieben. Unsre ruchlosen Zeiten heißen diese Geister Luftsäure, und erlauben ihnen aber doch noch einige Verwandtschaft mit dem, der in der Luft herrscht.

Der Rabbine zur Linken, über der Kaninchenheckerin verdient eine kurze Betrachtung. Er steht da vor dem großen Gemälde eines Altars, worauf mit der Aufschrift: blutig, das Opfer- oder Toleranzmesser liegt. Er ist, soviel man sehen kann, ohne Hemd, und knickt etwas zwischen den Nägeln der beiden Daumen, ich weiß nicht eigentlich, was. Indessen leuchtet doch im Ganzen die große Wahrheit der Schilderung ein; denn seitdem die Juden haben aufhören müssen, den Himmel mit Roastbeef zu tractiren, so finden ihre Priester, leider! nur zu oft mehr Gelegenheit zu knicken, als zu schächen, und das hat Hogarth vermuthlich sagen wollen.

Zur Seite des Rabbinen sitzt wieder eine abscheuliche Figur, mit dem Gespenst vor dem Munde, sie hält das Lichtchen vor die Oeffnung, so will es das innere Licht.

Hinter diesem Weibe steht ein umherziehender methodistischer Prädicant, vielleicht ein Schuster, der einem andern noch nicht eingeweihten Schuster die Hölle im eigentlichen Verstande heiß macht. Die Haare des Letztern sind vor Schrecken starr und wie papillotirt. Der Erstere weist dabei auf einen Kron-

leuchter, der das Schrecklichste auf dem ganzen Blatt enthält. Er hängt nämlich wie ein Globus im Tabernakel, zu einem gräßlichen Gesicht formirt, mit Augen, Nase und Rachen, wovon jedes ein Klima einnimmt (eigentlich die Hölle). Man muß sich der Schrecken der Decembernächte seiner Jugend ziemlich zu entwöhnen gewußt haben, um sich hier nicht selbst im Alter noch zu entsetzen. Hier ist der geschmolzene Bleipfuhl, der Schwefelsee und der bodenlose Abgrund. Unter der Nase fließt Pech und Schwefel. Wie ein Schnurrbart stehen um den Rachen herum die Worte: Schlund der ewigen Verdammniß. Unter dem Aequator ist die Zona horrida, außerdem giebt es da Schwefeloceane und unbekannte Gegenden, auf deren Gehalt sich aus den bereits bekannten schließen läßt. Ein gewisser Whitfieldianer, ein Geistlicher, Namens Romaine, soll sich die Hölle so gedacht haben. — Als wenn er da gewesen wäre! Die Gruppen im Hintergrund sind verständlich; sie gehören zu den Cherubim, die, wie der Ausdruck heißt, ihr stinkendes Ich beweinen.

Oben bei der Kanzel hängt das Sonometer des Predigereindrucks an dem offenen Rachen und der Nase eines etwas weit in dieser Gegend gespaltenen Menschen; der Ring ist drollicht durch das eine Nasenloch gezogen; im Rachen steht: Blut! Blut! Blut! Blut! Blut; Entsetzlich! Der höchste Punkt ist the bulls roar, der Brüllpunkt! An der Seite herunter stehen die Worte: Whitfield's Stimmleiter. —

Außerhalb dieses Tabernakels, jenseits eines Gitterfensters steht ein Türke, der seine Pfeife raucht, und über den Unsinn innerhalb lächelt. Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Posse immer geschmerzt hat. Hogarth hat sicherlich hiermit seinen Unverstand verrathen, sie ist aber ihm, als einem launichten

schon Lichtenberg, da er dieses Bildes beiläufig erwähnt (Eilfter Band Seite 4), das Ganze, „ein Pasquill auf Paulus, Felix und Rembrandt, und sonach des Künstlers auf sich selbst." Ein bloßes Pasquill, sei es auch noch so witzig, ist keiner umständlichen Erklärung werth. Aber ohne eine solche Erklärung läßt sich hier nicht ausmachen, was von Hogarth's lustigem Einfalle zu halten ist. Also zur Sache.

Die Worte unter dem Kupferstiche: Designed in the ridiculous (im Originale, nach Hogarth's incorrecter Orthographie, steht rediculous) manner of Rembrant (gezeichnet in der lächerlichen Manier Rembrandt's) sind von böser Vorbedeutung. Denn der natürlichste Sinn dieser Worte liegt am Tage. Es läßt sich gar wohl denken, daß Hogarth, der überhaupt über Kunstwerke, die nicht in seinem Horizonte lagen, die schiefsten Urtheile fällte, von der niederländischen Malerei eben so verkehrte Begriffe gehabt habe, wie bekanntlich von der italiänischen. So wird denn auch von einigen Erklärern der Sinn dieses Blattes buchstäblich nach der Unterschrift gedeutet. Dem ewigen Gerede, sagt man, über die damals in England fleißig nachgeahmte Manier Rembrandt's ein Ende zu machen, stellte der satyrische Künstler diese Manier, die er lächerlich fand, in einer burlesken Nachahmung zur Schau aus.

Aber eine mildere Deutung des Blattes findet sich schon bei Ireland (im Hogarth illustrated, Tom. II. p. 78). Hogarth, heißt es da, verachtete durchaus die beliebten Rembrandtischen Kupferstiche und (oder wohl noch mehr, dürfen wir hinzusetzen) die Producte der geistlosen Nachahmer, die ohne Rembrandt's Genie die Fehler dieses Künstlers wiederholten, und sich besonders in groben Gegensätzen von Licht und Schatten hervorthaten, worin die Rembrandtische Manier vorzüglich bestehen sollte.

Es ist gewiß, sagt Ireland, daß diese Nachahmer Rembrandt's zu Hogarth's Zeit viele Gönner unter denen fanden, die für feine Kunstkenner und Männer von Geschmack galten. Gegen diese Menschen also, mehr noch, als gegen Rembrandt selbst, richtet Hogarth seine Satyre. Wenn nun die Sache wirklich sich so verhält, so ist die Absicht, die Hogarth bei diesem Blatte hatte, zwar immer noch nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt. Auch einem Manne von gutem Geschmacke können Werke des Genies und eines großen Kunsttalents fast verleidet werden durch die Stümpereien der Nachahmer, wenn solche Stümpereien in die Mode kommen und von allen Seiten Beifall finden. In Deutschland dürfen wir uns bei dieser Gelegenheit nur an einige unserer größten Dichter und an ihre Nachahmer erinnern. Satyren, die gegen einen solchen Unfug der Nachahmerei gerichtet sind, treffen gewöhnlich über das Ziel hinaus, und doch das Genie nicht, das auf einer Höhe steht, wohin keine Pfeile reichen. Sie können den Werken des Genies keinen Schaden thun; sich selbst aber schaden sie dadurch, daß sie den Zweck zu haben scheinen, zuweilen auch wirklich haben, dem Genie einen Possen zu spielen, der unvermeidlich auf sie selbst zurückfällt. Hogarth's Ausfall auf die Rembrandtianer soll nun aber auch zugleich ein directer Ausfall auf Rembrandt selbst sein. Rembrandt's Fehler neben Hogarth's Fehler gestellt, können einander gegenseitig beleuchten. Hogarth war am wenigsten der Mann, dem es zukam, sich über die schwache Seite der niederländischen Malerei lustig zu machen, da in seiner eignen Manier nicht weniges von dem ist was sich im schlimmen Sinne zum Niederländischen neigt. Aber Rembrandt's Fehler gehören weniger seinem individuellen Geschmacke, als demjenigen Geschmacke an, den man überhaupt den niederländischen nennt. Man durchstreiche in Gedanken die

Unterschrift unter diesem Kupferstiche, und denke sich unter dem Ganzen eine Satyre auf die schwache Seite der niederländischen Malerei überhaupt. Dann hört das Blatt auf ein Pasquill zu sein; es erhält, ungeachtet einiger Unsauberkeiten, die sich ohne Nachtheil des Ganzen nicht durchstreichen lassen, ein selbstständiges und nicht unwürdiges Interesse.

Aus der Apostelgeschichte (Cap. 24, besonders V. 24.) ist der Stoff genommen. Ein recht fleißiger Bibelleser muß aber Hogarth wohl nicht gewesen sein. Sonst wäre er vermuthlich der biblischen Erzählung von Paulus vor Felix getreuer geblieben. Wüßten wir nur genau, wie es von dieser Seite um die Bibelleser steht, die zugleich unsere Leser sind! Dann könnten wir vielleicht der Pflicht überhoben sein, ihnen bei dieser Gelegenheit das wahre Factum aus der Apostelgeschichte zu excerpiren! Aber der Lauf der Welt ist wunderlich. Wir würden einen zu kühnen Glauben an die gute Sache verrathen, wenn wir als unbezweifelbar voraussetzen wollten, daß seitdem der französische Unglaube aus der Mode gekommen ist, besonders seit der Stiftung der neuen Bibelgesellschaft, alle deutsche Bewunderer Hogarth's in der Apostelgeschichte so bewandert wären, wie wir es ihnen wünschen müssen. Um also alle unsere Leser in den Stand zu setzen, die Art, wie Hogarth auf diesem Blatte den biblischen Stoff behandelt hat, mit der wahren Geschichte zu vergleichen, wollen wir diese, so kurz als möglich, in Erinnerung bringen.

Der Apostel Paulus, von seinen jüdischen Verfolgern bedrängt, war unter militärischer Bedeckung an Felix, den Landpfleger oder römischen Gouverneur von Palästina, abgeliefert worden. Felix veranstaltete ein gerichtliches Verhör, zu dem er den Hohenpriester Ananias mit den Aeltesten des Synedriums

berief. Ein gewisser Tertullus trat von Seiten des Synedriums als Redner oder öffentlicher Ankläger gegen den Apostel auf. Aber Paulus vertheidigte sich so gut, daß bei dem ganzen Verhöre nichts herauskam. Die Untersuchung wurde vertagt. Einige Tage darauf ließ Felix den Apostel zu einer Privatunterredung zu sich kommen, bei welcher die Gemahlin des Felix, Drusilla, eine Jüdin, gegenwärtig war. „Da aber Paulus — so fährt der Text fort — redete von der Gerechtigkeit und Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrack Felix, und antwortete: Gehe hin auf dieß Mal. Wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen.“ Aus diesen zwei Handlungen, wenn man sie so nennen will, dem gerichtlichen Verhöre des Apostels und seiner Privatunterhaltung mit dem Landpfleger, hat Hogarth *eine* Handlung gemacht. Die Worte: *Da erschrack Felix* sind die Basis der Composition. Daß aber Felix hier in der öffentlichen Versammlung so gewaltig erschrickt, ändert gar Vieles an der Sache; denn von dieser Veränderung, die Hogarth mit der biblischen Erzählung vorgenommen hat, geht der ganze Effect der Erfindung aus. Die Scene ist nun in einem hohen Grade *pathetisch*. Das Feierliche der Versammlung giebt dem Schrecken des Felix einen *hochtragischen* Charakter, Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, bemerkte, nach dem Berichte des beredten Mr. de Pradt, ein Mal über das andere auf der Flucht aus Rußland ein gründlicher Kenner des wahren Pathos, der große Tragiker, der jetzt auch wohl noch auf St. Helena neue Trauerspiele ausdenkt. Hogarth hatte also nicht nöthig, einen Sprung zu thun, um vom Erhabenen zum Komischen in der Darstellung dieser Schreckensscene zu gelangen. Er übersetzte sie nur aus dem Idealischen, wie er es sich dachte, in das Niederländische, nämlich in dem von ihm be-

liebten Sinne. Mit der rechts und links schlagenden Satyre, von der seine reichhaltigsten Erfindungen fast überfüllt sind, stattete er dieses Blatt nur spärlich aus. Das Ganze ist nicht viel mehr, als Ausmalung eines einzigen lustigen Einfalls. Wir wollen sehen, wie weit er sich dabei als originellen Künstler und als wahren Hogarth gezeigt hat.

Die erste Hauptfigur, im Vordergrunde, um des Erhabenen willen als Bänkelredner, ähnlich den Bänkelsängern, auf einer Bank mit Klotzbeinen stehend, ist der Apostel. Er fährt fort, zu haranguiren, nachdem die Wirkung des erschütternden Eindrucks, den seine Rede auf das Gewissen und die Eingeweide des Felix gemacht hat, also die eigentliche Katastrophe, schon in vollem Gange ist. Mit einem äußerst gemeinen, aber doch pfiffigen Gesichte, Triumph lächelnd, richtet er seinen Blick auf den gerührten Römer. Er demonstrirt; denn er zählt Beweisgründe an den Fingern ab. Also durch abgezählte Beweisgründe, nicht durch elektrische Schläge der Beredsamkeit, hat er das Gemüth des Felix in eine solche Bewegung gesetzt. Er hat ihn gründlich gerührt. Deßwegen hat auch seine Beredsamkeit so kräftig durchgeschlagen. Ob Hogarth hierbei vielleicht an die gewöhnliche Kanzelberedsamkeit der Engländer dachte, in welcher nüchterne Demonstrationen so oft die Stelle des rhetorischen Affects einnehmen? In jedem Falle hat er den Unterschied zwischen Gemüthserschütterung und bloßer Belehrung recht artig versinnlicht. Die Wirkung der Rede des begeisterten Mannes wird um so merkwürdiger dadurch, da sie auf dem trockenen Wege, wie die Chemiker sich ausdrücken, so vollkommen gelungen ist. Eine andere Art von Beredsamkeit schien auch wohl dem niederländischen Phlegma nicht angemessen zu sein. Nur der Engel, der den Apostel begleitet hat, scheint an solchen Vorträgen

keinen Geschmack zu finden; denn er ist zu den Füßen des redenden Apostels eingeschlafen. Doch über diesen Engel und über das Uebrige, was unten vorgeht, nachher mehr.

Wir richten nun billig unsern Blick, wie der Apostel den seinigen, sogleich auf den Mann, der hier im Bilde zeigt, was wahre Beredsamkeit vermag. Maxima vis oratoris, nennt es Cicero. Ein jammervolleres Römergesicht ist schwerlich anderswo gezeichnet worden. Schrecken und Besorgniß, die beiden Elemente der Tragödie nach dem Aristoteles, durchdringen einander wundersam in diesem Gesichte. Weder die Knotenperücke, noch der Lorberkranz darüber, noch die Advocaten- oder Pastorenkläppchen unter dem Kinne, können diese tief gesunkenen Gesichtszüge wieder heben. Ihre natürliche Majestät ist durch die Gewissensbeklemmung ganz erdrückt. Der arme Felix kann, als eigentlicher Held des Trauerspiels, das hier aufgeführt steht, füglich Infelix (der Unglückliche) heißen, und dabei an die Unglücklichen eines unserer beliebten Lustspieldichter erinnern. Was er leidet, faßt keine — Nase. Wer sonst nicht wüßte, was mit dem Manne vorgegangen ist, könnte aus allen seinen Mienen schließen, er habe vor der Sitzung wahrscheinlich ein kleines Abführungsmittel eingenommen, und empfinde jetzt die Folgen. Wirklich sitzt er auch ungefähr so, als säße er an einem andern Orte. Daß Hogarth dieß sagen wollte, wird nicht leicht jemand bezweifeln, wer sich nur ein wenig weiter auf dem Blatte umschaut. Die Wirkung der Rede des Apostels auf den Felix ist wenigstens zum Theil dieselbe, die eine Dosis Rhabarber auch hervorgebracht haben könnte. Aber hier trifft die Dolmetschung dieses Blattes gerade auf den Punkt, den sie nicht berühren kann, ohne Gefahr zu laufen, sich auf dieselbe Art zu verunehren, wie

Hogarth um die niederländische Malerei zu züchtigen, beiläufig sich selbst verunehrt hat.

Wenn denn auch über das höchste Gesetz der Malerei mannigfaltig disputirt werden kann, so ist doch wohl nichts Erhebliches einzuwenden gegen ein Polizeigesetz, das für diese schöne Kunst so lautet: Es soll nichts gemahlt werden, wovor man die Nase zuhält. Mehr darüber zu sagen, hieße voraussetzen, daß wirklich einer unserer Leser mit zugehaltener Nase ohne alle Störung des ästhetischen Effects dem Kunstgenusse sich überlassen könne. Freilich, Hogarth wollte hier in einem fremden Geschmack, nicht in seinem eignen, uns etwas zu sehen geben. Aber das konnte er auf diese Weise nicht, ohne sich eben der Sünde schuldig zu machen, die er komisch nachahmt. Man könnte sagen, vom Ekelhaften selbst sei ja hier nichts zu schauen; man sehe nur Wirkungen, keine Ursache. Die Personen auf dem Blatte, die am stärksten von jenen Wirkungen afficirt werden, halten ja selbst die Nase zu. Aber nur desto schlimmer für uns und für den Künstler. Denn die malerische Metonymie, nach welcher hier die Wirkung statt der Ursache gesetzt wird, ist die lebendigste sichtbare Darstellung der unsichtbaren Ursache selbst. Mit einem Worte, das ganze Blatt riecht. Deßwegen ist es auch kein ganz sauberes Geschäft, die Derbheit, in der sich Hogarth hier gefallen hat, durch Worte noch verständlicher zu machen. Aber wie ist zu helfen? Entweder müssen wir das ganze Blatt unerklärt lassen oder uns entschließen, das Unsaubere mitzunehmen, um des wahrhaften Komischen willen. Ehe wir aber den Felix verlassen, von welchem alles ausgeht, was uns so beschwerlich fällt, wollen wir nicht vergessen, erstens noch seinen Thronhimmel zu betrachten, nämlich den langen aufgerichteten Korb, in dem er sitzt, und zweitens die Hand, mit der er in der peinlichen Verlegenheit die Kläppchen unter seinem

Kinne zupft. Ohne zu wissen, was er thut, zieht er durch diesen Gestus sein Gesicht, das vor Schrecken schon so lang geworden ist, noch länger. Er kann nun gar nicht mehr läugnen, was er gethan hat.

Unter den Personen, von denen die Wirkung des Eindrucks, den die Rede des Apostels auf den Felix gemacht hat, am stärksten empfunden wird, ist zuerst zu bemerken seine ehrwürdige Gemahlin, die zu seiner Linken sitzende Drusilla. Schon daß sie hier sitzt, ist merkwürdig. Denn was hat die einzige Dame mit diesem gerichtlichen Verhöre zu schaffen? Aber die Zärtlichlichkeit ihres Gatten für sie ist so innig, daß er ohne sie auch nicht zu Gerichte sitzen kann. Man sehe sie auch nur näher an, und denke sich dann an seine Stelle! Welch eine Huldin! Es ist unverantwortlich, daß sie dieses Auge, das ihn schmachtend anblicken sollte, jetzt mit dem sprechendsten Widerwillen von ihm wegwenden muß. Aber er achtet ja in diesem tragischen Augenblicke nicht einmal auf den Reiz der Wange, die sie ihm zukehrt, oder auf das Wärzchen darauf, oder auf das niederländische Ohrgehenke, das er ihr vermuthlich geschenkt hat. Nach ihrer Miene zu schließen, ist sie nicht abgeneigt, auch ihres Orts die Nase zuzuhalten; und das können wir um so weniger verargen, da sie ihm am nächsten sitzt. Aber so deutlich ihr Gefühl auszudrücken, verbietet ihr die Delicatesse. Sie schämt sich ein wenig in seine Seele. Sie hält gegen ihn die Hand vor, die wir aber dafür auch in ihrer ganzen Schönheit zu sehen bekommen. Oder hat die Rede des Apostels auch ihre zarten Nerven erschüttert? Denn etwas, das ihr nicht ganz gefallen konnte, muß in der Rede vorgekommen sein. Unter den Dingen, von denen Paulus zu Felix sprach, als dieser erschrack, nennt der Text die Keuschheit. War die Dame Drusilla etwa nicht in

aller Form Rechtens die Gattin des Felix? Denn daß ein Römer jener Zeit ein echt römisches Connubium (eine förmliche Ehe) mit einer Jüdin eingegangen sein sollte, ist nicht wahrscheinlich. Doch wie dem auch sei; die Dame ist sehr verstimmt. Vielleicht drückt sie auch nicht ohne besondere Ursache ihre linke Hand, die mit der rechten sympathisirt, an den Hals ihres Schooßhündchens, das in dieser Versammlung eben so sehr an seinem Platze ist, als seine Gebieterin an dem ihrigen. Sie krauet an dem Halsbande des zarten Günstlings, wahrscheinlich, um ihn zu beschwichtigen; denn er liegt in einer nachdenkenden Stellung, als ob er Unrath merkte, und anschlagen wollte.

Ohne eine Ahnung der Delicatesse seiner schönen Nachbarin zu verrathen, benimmt sich der zu dieser Sitzung berufene jüdische Senator oder Aelteste neben der Drusilla. Er drückt nicht nur mit seiner Rechten Mund und Nase zu; der Zeigefinger seiner Linken ist so indiscret, unter der Nase der Drusilla gerade hin auf ihren bedauernswürdigen Eheherrn zu deuten, und das ganze Geheimniß schadenfroh zu bezeichnen. Aber er kann sich auch in einer eigenen Verlegenheit befinden, die zu seiner Entschuldigung gereicht. Er kann den Verdacht von sich abwehren wollen, als wäre er, nicht der präsidirende Herr, der Thäter.

Rein tragisch erscheint dagegen neben jenem Aeltesten der entrüstete Hohe Priester Ananias in Pontificalibus. Er riecht nichts. Sein Gemüth ist zu voll des Grimmes gegen den triumphirenden Apostel. Seine Stirn ist furchtbar gerunzelt. Seine Augen funkeln. Niederbohren wollen diese Augen den Schänder des Gesetzes Mosis; denn dafür hält er den Apostel der neuen Religion. Da aber der Flammenblick des pathetischen Zeloten keine Wirkung auf den Mann Gottes thut, reißt er in der Wuth das mörderische Werkzeug hervor, das wir in seiner Rechten

sehen. Der Hohe Priester also, der Vorsteher des Gesetzes, will in einer öffentlichen Gerichtssitzung als Mörder die executive Gewalt repräsentiren. Wenn das nicht schauderhaft heißen soll, recht im Style der Tragödien des ältern Crebillon, was soll denn so heißen? Das tragische Entsetzen muß aufs höchste steigen, wenn wir bedenken, daß dieses Oberhaupt der jüdischen Geistlichkeit sich absichtlich auf diese Art heimlich bewaffnet habe, um im günstigen Augenblicke sogleich zum Werke schreiten zu können. Das säße er denn, entlarvt, der erhabene geistliche Herr, zugleich als öffentlicher und als geheimer Justizrath! Daß eine solche geheime Justiz nach dem römischen Rechte, nach welchem sich das jüdische damals bequemen mußte, gesetzwidrig war, haben wir kaum nöthig hinzuzusetzen. Aber wir wollen auch nicht durch übereilte Vermuthungen das Pathos der Scene übertreiben. So, wie dieses Messer, ist der bekannte Dolch der tragischen Muse nicht geschliffen. Mit solchen Messern bewaffnet sich nicht leicht jemand, der mit Mordgedanken umgeht. Das gezückte Werkzeug mit der gekrümmten Klinge ist ein niederländisches Käsemesser, oder ein Brodmesser, oder sonst zu häuslichem Gebrauche bestimmt, zum Morden in jedem Falle nicht auf das zweckmäßigste geformt. Es gehört zu dem unschuldigen Hausbedarf des Hohen Priesters, und erhöht eben dadurch den Effect des tragischen Moments, nach dem Zwecke dieses Blattes. Mit diesem Effecte stimmt denn auch die ganze Haltung des entrüsteten Mannes überein. In seiner Unbehülflichkeit wird es ihm so schwer, eine drohende Stellung anzunehmen, daß er durch den jüdischen Rathmann, seinen Nachbar zur Linken, ohne Mühe in Ordnung gehalten werden kann. Der Linke Arm mit der geballten Faust giebt nach. Wir haben alle nichts zu besorgen.

Auf diese vier Hauptpersonen der Handlung, den Apostel,

den Felix, die Drusilla und den Hohen Priester, beschränkt sich aber bei weitem nicht der Witz der Composition in diesem Blatte. Erst durch die Nebenpersonen und durch die Umgebungen wird das Ganze, was es sein soll.

Wenn wir das Bild, nicht die vorgestellte Handlung befragen, gehört zu den Hauptpersonen noch unstreitig der große Mann im Vordergrunde, dem Felix rechts, am Rande des Blattes, der Redner und Ankläger Tertullus, mit der Justizperücke und den Kläppchen, im vollen Ornate eines englischen Advocaten. Hier sind die Rembrandtischen Effecte vom Licht und Schatten charakteristisch nachgeahmt; denn das stärkste Licht fällt auf die von selbst hellen zerrissenen Papiere, wobei aber doch die Hände um der malerischen Consequenz willen mit erleuchtet werden mußten. Der stärkste Schatten ruht auf dem von selbst dunkeln Advocatentalare. Was die Figur im Verhältnisse zu der Handlung sagen will, ist deutlich genug ausgedrückt. Mit der vollendeten Miene eines Advocaten, der den Proceß verloren hat, und zwar mit dieser Miene in einer vollendeten Judenphysiognomie, rächt der erzürnte Tertullus an dem unschuldigen Papiere, der vergebens von ihm vorgelesenen Anklageschrift, den geschmälerten Ruhm seines Amts. Die Worte auf den Papierfragmenten sind in englischer Sprache Fragmente der Rede, die dieser Tertullus in der Apostelgeschichte hält. „Wir haben diesen Mann funden schädlich (nach der englischen Bibelübersetzung pestilenzialisch) — der Aufruhr erregt unter den Jüden — einen der vornehmsten (ringleader) der Secte." — Der Anfang der Rede liegt schon neben dem Teufel am Boden: „Hochedler (nach Luther's Uebersetzung allertheuerster) Felix — mit aller Dankbarkeit." — Unter des Teufels Krallen liegt die captatio benevolentiae (die Complimente des

Redners an den mächtigen Vorgesetzten). Die Worte, an denen uns weiter nichts liegt, stimmen mit unserm deutschen Bibeltexte nicht ganz überein. Warum steht nun aber dieser Redner hier so ansehnlich hervorragend als eine Hauptfigur? Das Blatt sagt nichts davon. Aber in England will man wissen, daß Hogarth auch dieses Mal, wie sonst oft genug, sich die Freiheit genommen, dem Publicum in diesem Tertullus ein wohl getroffenes Porträt zu liefern, das Bild eines gewissen Hume Campbell, der unter den Advocaten und gerichtlichen Rednern (serjants at law) jener Zeit ein vorzüglicher Lärmer gewesen sein soll. Andere wollten in dem Porträte einen Doctor William King erkennen. Uns kann der Eine so gleichgültig sein, wie der Andere. Der Mann, so wie er da steht, sagt uns genug. Daß ihn aber Hogarth in englischem Costum auf dieses Blatt postirt hat, das eine Satyre auf den niederländischen Geschmack sein soll, ist ein Sprung über die Schranken der Erfindung; und daß er ihn als eine Hauptperson im Vordergrunde angebracht hat, damit er ja hinlänglich bemerkt werde, ist eine hogarthische Petulanz, die freilich niemanden befremden wird, wer diesen Künstler schon kennt.

Von dem imposanten Tertullus müssen wir uns zu den Assessoren- und Schreibercollegien in der Abtheilung zu den Füßen des Landpflegers wenden, wo es leider! wieder sehr stark riecht. Doch scheint auch hier die Reizbarkeit der Nasen sehr verschieden. Der seitwärts sitzende dieser Assessoren mit dem Negerprofile breitet nur vor Bewunderung die Hände aus. Vielleicht bewundert er auch die siegende Beredsamkeit des Apostels. In diesem Falle könnte er nebenher auch die panegyrische Kritik repräsentiren. Denn es giebt, wie wir wissen, eine eigne Art von Kritik, die vor Erstaunen nicht zu sich selbst kommen

kann, wenn sie ihre Ideale zergliedert; die dann von den Fehlern, die sich mitunter auch das Genie zu Schulden kommen läßt, nichts sieht und nichts hört; die sich ungefähr in dem Falle befindet, in welchem sich der Bewunderer hier zu den Füßen des Felix befinden würde, wenn er auch den Duft bewunderte, der sich um ihn verbreitet hat; denn was hier die gemeine Kritik anekelt, läßt sich ja auch romantisch erklären, als ein genialer Beweis der schönen Seele des Felix, dessen Organismus seinem zarten Gewissen nicht widerstehen kann. Felix selbst hätte, nach dieser Ansicht, eine unübertreffliche, nämlich eine wahrhaft organische, Haltung. Aber in diese Kritik, in der zum Beispiel unter uns ein gepriesener Verfasser von Vorlesungen über dramatische Litteratur und Kunst nicht zurückgeblieben ist, war Hogarth nicht eingeweiht. Er hätte sie sonst vielleicht selbst nach seiner Manier auf einem besondern Blatte verewigt.

Auch die Nase des lächelnden Alten, der bedeutungsvoll mit dem Finger nach dem Manne oben hinter sich empor zeigt, scheint eben nicht afficirt. Das Ding kommt ihm nur spaßhaft vor. Desto mehr leiden die beiden Andern neben ihm. Der mit dem schönen Barte nimmt die Sache sehr ernsthaft. Er besorgt die schlimmsten Folgen. Sein aufgerichteter Finger ruft prophetisch aus: „Wehe! wehe!" Um so ruhiger über Gegenwart und Zukunft ist der alte Actuarius oder Schreiber, der, durch die Brille sehend die Feder schärft; eine der vorzüglich gelungenen Figuren, und ganz im niederländischen Styl. Ohne Zweifel sitzt der alte Geschäftsmann hier, um das Protocoll zu führen; aber er hat bis jetzt noch keine Sylbe protocollirt, wie das ganz unbeschriebene Papier vor ihm beweiset. Wahrscheinlich ist er schon die ganze Zeit hindurch, während der Apostel gesprochen, mit der Zurüstung zum Schreiben beschäftigt gewesen.

Und da er sich auf sein Gedächtniß schwerlich besser verlassen kann, als auf seine Augen, so wird sein Protocoll bei der nächsten Session nicht die erheblichsten Dienste leisten. Dafür ist er aber auch ein Muster der niederländischen Bedächtigkeit, über die sich der rasche Geist der Engländer auch bei andern Gelegenheiten lustig macht. Zugleich deutet er auf die niederländischen Gemälde hin, in denen eine seltene, in ihrer Art bewundernswürdige Kunst an Figuren verschwendet ist, die nichts weiter sagen, als im Beispiele diese hier. „Ich schneide eine Feder."

Die gemischte Gesellschaft der übrigen Zuhörer des Apostels in dieser öffentlichen Sitzung des Gerichts, im Hintergrunde, der eine niederländische Küche vorstellt, erklärt hinreichend sich selbst. Es sind allerlei niederländische Gestalten, auf die der Vortrag, dem sie zuhören, einen verschiedenen Eindruck macht. Sie hören zu, wie in der Kirche. Deßwegen ist auch der vorderste, der sich nicht neben den Actuarius gepflanzt hat, richtig eingeschlafen.

Zu den lustigen Figuren des Blattes gehören aber noch die vier auf dem Boden im Vordergrunde; zwei Teufel, ein Engel, und ein Hund; schon an sich eine anmuthige Gruppe. Durch die Beziehung dieser Figuren auf das Uebrige erhält das ganze Blatt seine komische Ründung. Der große Teufel, links, mit dem Fledermausgesichte und in der Fledermausspositur, läßt in seiner Art nichts zu wünschen übrig. Auch er handelt mit einer gewissen niederländischen Ruhe als Actuarius der Unterwelt. Er sammelt Materialien zur Fortsetzung dieser Verhandlungen, bei denen die Hölle interessirt ist. Vielleicht ist er auch ein Gelehrter in seiner Art, nämlich einer der fleißigen Gelehrten, die der denkende Kopf nicht genug loben kann, weil sie zusammentragen, was sich gebrauchen läßt, und weil sie durch keinen ein-

zigen ihnen eignen Gedanken dem künftigen Bearbeiter der von ihnen gesammelten Materialien vorgreifen. Was das Extrahorn bedeuten soll, das zwischen den beiden Hörnern, diesem Teufel mit jedem andern, von Rechtswegen zukommend, in der Gestalt eines Mitteldinges zwischen Säge und Hirschgeweih emporragt, ist schwer zu sagen.

Von ganz anderm Naturell, und für die ganze Composition von der größten Wichtigkeit, ist der kleine Teufel unter der Rednerbank des Apostels. Dieser sammelt nicht. Er schafft, und zwar ein Originalspäßchen. Er ist ein Genie. Unbemerkt in seiner kleinen Gestalt, arbeitet er mit einer breiten Säge an einem Beine der Rednerbank und an der Vollendung der tragischen Katastrophe durch eine bevorstehende zweite Handlung. Die Säge hat schon so tief eingeschnitten, daß es nur noch einiger Züge bedarf, die wir unglücklicherweise nur zu ahnen, nicht zu sehen bekommen, in einem Momente herbei zu zaubern. Aber um uns vorstellen zu können, was geschehen wird, dürfen wir den Engel und den Hund nicht aus dem Auge lassen. Einen solchen Engel sieht man außerdem nicht leicht, es müßte denn an den Schnitzwerken unter den Ornamenten einiger Kirchen sein. Daß er hier schläft; und wie er schläft; wie bequem er es sich gemacht hat, als er sich, noch wachend, hinstreckte; alles dieß, verbunden mit dem Costüm und der Physiognomie eines der derbsten niederländischen Bauerburschen, spricht sich selbst aus. Wenn der Engel schläft, wacht der Teufel. Dieß läßt sich auch bei andern Gelegenheiten bemerken. Hier aber wird sich diese Wahrheit bald so bewähren, daß der Teufelsstreich, der dem Apostel und der ganzen Versammlung gespielt wird, selbst die Unordnung vergessen machen kann, die das erschrockene Gewissen des Felix gestiftet hat. An dem linken Flügel des schlafenden

Engels nagt ganz sachte der treue Hund, der den Namen seines Herrn am Halsbande trägt. Vielleicht nagt er aus langer Weile, vielleicht, weil ihm diese Art von Geflügel neu ist, und verdächtig vorkommt. Gegen eine ruhige Gemüthsverfassung streitet seine Attitüde. Noch bellt er nicht; aber von Knurren scheint er nicht weit zu sein. Das Werk des Teufelchens ist in wenig Augenblicken vollbracht, und der Apostel ist noch in vollem Demonstriren. Was wird nun geschehen, wenn das Bein der Rednerbank vollends durchsägt ist? So wie der Redner wieder eine lebhafte Bewegung mit seinem ganzen Körper macht, wird die Bank unter ihm einstürzen, und er selbst wird von der Bank fallen, rücklings über den Engel auf den Hund, oder doch nahe genug neben ihn zu liegen kommen. Was dann der Hund thun wird, wissen wir. Sein Gebell wird sympathetisch auf das Hündlein wirken, das der Drusilla auf dem Schooße ruht. Es wird ein Spectakel entstehen, das jene Liebhaber von Spectakelstücken befriedigen kann. Sehr unartig von Hogarth ist dabei nur dieß, daß der dem Apostel an dem er sich schon schwer versündigt hat, nun noch zum Beschlusse so mitspielt.

Die Ausschmückungen des Einfalls, den Hogarth auf diesem Blatte ausgeführt hat, nehmen besonders den Hintergrund ein. Der Legionenadler mit dem S. P. Q. R. (Senatus populusque Romanus) über dem aufgerichteten Korbe, in welchem der Landpfleger thront, und die Fasces (das Ruthenbündel mit dem aufgesteckten Beile) auf der Schulter des eingeschlafenen Lictors sind das einzige wirklich Römische in der Composition; aber durch die Art, wie es angebracht ist, befördert es nur den niederländischen Effect in Hogarth's Sinne. Eine ästhetische Harmonie ist zwischen diesem Lictor oder Gerichtsdiener, der den Schutzengel des Felix vorstellt, und dem andern Engel, der den

Apostel beschützen soll. Beide thun auf gleiche Art ihre Schuldigkeit. Ganz niederländisch sieht es weiter seitwärts aus. Ein Eingang zum Sessionssaale dieses Justizpallastes führt bedeutungsvoll durch die Küche. Diesen Weg nehmen die Zuschauer. Hier soll sich nun in einem Späßchen die Kunst der Erleuchtung zeigen, die wir an so manchem niederländischen Gemälde mit Recht bewundern. Bekanntlich hält man in Holland sehr viel auf recht blanke Schüsseln und Teller in einer saubern Küche. Hier scheint die Sonne selbst in Gestalt einer Schüssel, durch die Brandmauer in die Küche, und wirft ihre dicken Strahlen auf die andern Schüsseln, über denen doch auch ein antikes Gefäß steht. Das Späßchen ist ein wenig breit. Gegen die Perspective, in der es die niederländischen Maler zum Erstaunen weit gebracht haben, ist rechts vor uns, neben der Statüe der Gerechtigkeit vorbei, die burleske Aussicht auf die niederländische Landschaft gerichtet, wo die kleinen Schiffe vor dem Dorfe mit den Windmühlen sich zeigen. Auch dieser Spaß ist wenig werth. Er deutet nur matt auf das Ziel hin, das er nicht treffen kann. Gelungen aber ist die Colossalstatüe der Gerechtigkeit als Emblem des Pallastes. Und ach! wie gleicht diese vierschrötige Justitia so mancher andern! Daß auch die englische ihr zuweilen ähnlich wird, hat Hogarth auf die pikanteste Art zu verstehen gegeben. Auf dem Schlachtmesser, das diese niederländische Justitia anstatt des gewöhnlichen Schwertes führt, ist ein kleiner Dolch eingegraben, das Wappen der guten Stadt London. Aber dieses Tout comme chez nous ist von weitem Umfange. Die Justiz muß kräftig sein, aber auch ihren Mann gut nähren. Sie erscheint also hier selbst gut genährt, und kräftig wie die handfesteste Schäferin einer niederländischen Flur. Das fliegende Haar zu dem viereckigen Gesichte hat etwas sonderbar Fürchterliches. Ein Anderer mag dieser plumpen und wilden Gerechtigkeit trauen, die noch dazu ihre Binde von einem Auge weggeschoben hat, einen schweren Geldsack am Gürtel trägt, und in der linken Hand eine Wage von Netzen hält, mit denen sie nach Belieben im Trüben fischen, oder auch Recht und Unrecht durchfallen lassen kann. Drollig hängt diese Wage von Netzen über dem Canale im Hintergrunde. Aber von den Fischen, die dort schwimmen, ist die Dame so fett nicht geworden.

LXXII.

Paulus vor Felix,

in einer andern Manier.

LXXII.

Paulus vor Felix,

in einer andern Manier.

„So gehts, wenn man Andere recensirt, und sich selbst nicht kennt!“ könnte man unter dieses Blatt schreiben, das hier in der Copie keine Unterschrift hat, und keiner bedarf, da es deutlich genug aussagt, daß und in welchem Sinne es ein Gegenstück zu dem vorigen sein soll.

Hätte Hogarth sich selbst und die Grenzen seines Talents besser gekannt, würde er weder über Rembrandt gespottet, noch den unglücklichen Versuch gemacht haben, durch ein Blatt wie dieses, zu zeigen, wie man einen Rembrandt übertreffen solle. Hier ist Alles auf das ernsthafteste gemeint. Das Bild soll des Gegenstandes würdig sein; und das ist es so wenig, daß ein zweiter Hogarth es allenfalls auf dieselbe Manier lächerlich machen könnte, wie Hogarth durch das vorige Blatt die Manier Rembrandt's angegriffen hat. Aber dann würde der zweite Hogarth sündigen, wie der erste. Ein dritter würde eben so füglich über ihn herfallen können; ein vierter über diesen dritten und so ins Unendliche, wenn Hogarthe ins Unendliche auf einander folgen könnten. Denn auch dieses Blatt ist, ungeachtet seiner großen Mängel und Fehler, so schlecht nicht, wie einige Kunstrichter, zum Beispiele Ireland, behaupten. Nur kann es auf keine Art für ein Muster gelten, nach welchem ein Maler

die Fehler der niederländischen Schule vermeiden lernen soll. Denn an Wahrheit fehlt es den niederländischen Gemälden nicht, aber an Würde; und der ganze Charakter dieses Bildes ist ebenfalls Wahrheit ohne Würde.

Es gereicht zum Lobe Hogarth's, daß er mit sich selbst nicht ganz einig darüber werden konnte, wie er besser machen sollte, was er so übermüthig getadelt hatte. Denn außer dieser ernsthaften Darstellung des Paulus vor Felix lieferte er in demselben Geschmack noch eine zweite. In einer verkleinerten Copie kann man sie bei Ireland sehen. Welche dieser beiden ernsthaften Arbeiten des großen Satyrenmalers die erste, oder die letzte gewesen, würde man schwerlich errathen. Aber die zweite, die wir hier nicht vor uns haben, soll die verbesserte sein. Unter ein Exemplar der ersten, hier copirten, hat Hogarth eigenhändig geschrieben: A print of the plate, that was set aside as insufficient (Ein Abdruck der Platte, die als unzureichend bei Seite gelegt worden). Aber diese Worte würden dem Künstler noch mehr Ehre machen, wenn er nach diesem Bekenntnisse die ganze Arbeit aufgegeben hätte. Wie er sich selbst zu verbessern gesucht hat, soll zum Beschlusse der wenigen Erläuterungen, die das vorliegende Blatt bedarf, mit einem Paar Worten angezeigt werden.

Hier vor uns erscheint Paulus allerdings weit apostolischer, als vorher in dem Spottbilde. Er spricht mit Begeisterung. Indem sein Auge auf den Felix gerichtet ist, ruft die aufgehobene linke Hand vortrefflich aus: „Dort ist dein Richter!“ Die rechte, die nur besser bezeichnet sein könnte, entfaltet diese Wahrheit, die über die Kette, von der die Arme gefesselt sind, triumphirt. Aber eine edlere Physiognomie hätte der Apostel doch wohl verdient, und auch eine schicklichere Stellung. Was mag Hogarth darin gesucht haben, daß er ihn so wunderlich postirt

hat, mit dem einen Fuße höher stehend, als mit dem andern? Diese Treppenstufen sollen doch keine Symbole des Emporschreitens zum Himmel sein?

Der erschrockene Felix sieht betroffen genug aus, und nicht jammervoll. Das böse Gewissen in seinem Gesichte contrastirt sehr gut mit der heiteren Seelenruhe des Apostels. Aber so grell brauchte dieser Ausdruck des bösen Gewissens nicht zu sein. Auch war nicht nöthig, daß der Mann, der doch hier mit einer gewissen, wenn auch nur amtlichen, Würde sitzen soll, wie bedonnert den Mund aufsperrte. Daß er sich von seiner lieben Drusilla auch hier, wo Alles ernsthaft gemeint ist, nicht hat trennen können, läßt sich nicht damit entschuldigen, daß diese Drusilla wirklich hübsch ist; denn sie gehört nun einmal nicht hierher und wenn sie die Göttin der Schönheit selbst wäre. Unübertrefflich, was die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks betrifft, ist der Kopf des hohen Priesters. Die ganze Haltung der Figur ist voll sprechender Lebendigkeit. Aber daß der hochansehnliche Mann in dieser Versammlung seinen Ingrimm an den Nägeln seiner Finger zerkauet, ist gemein. Und was sollen wir von den beiden Figuren zur Seite denken, dem Aeltesten neben dem Hohen Priester, und dem mehr besagten Tertullus, wie er sich hier präsentirt? Jener dort oben ist ein wirklich lächerliches Subject. Er faltet die Hände vor Frömmigkeit, als ob er den Paulus anbeten wollte, und reißt dabei mit einem recht dummen Lächeln Mund und Augen auf. Der Tertullus unter ihm, der sich nachdenkend auf den eleganten Tisch stützt, scheint sich nicht sowohl müde gesprochen, als an einem schweren Sacke müde getragen zu haben. Seine breiten Schultern und sein ganzer Bau deuten auf die Bestimmung eines Sackträgers, oder eines Klopffechters. Was in seinem consternirten Gesichte zu lesen ist,

verräth auch nicht, daß er mehr Talent hat, seine Gegner mit Worten, als mit Fäusten, zu schlagen.

Wahr und kräftig ist der Ausdruck im Gesicht des römischen Soldaten hinter dem Apostel. Die Gewalt des Evangeliums hat ihn wunderbar ergriffen. Er ist ganz Ohr, während der Apostel redet. Weniger verständlich ist die ängstliche Miene des Lictors, der hinter der Drusilla der Scene den Rücken zugekehrt hat. Angenehm drückt sich die Erbauung in den Gesichtszügen und Stellungen der Personen hinter dem Aeltesten und dem Tertullus aus. Völlig mißlungen sind der Schreiber und sein Beisitzer im Vordergrunde; denn jener thut ganz mechanisch seine Pflicht, und der Andere sitzt da wie ein armer Sünder, dem der Kopf abgeschlagen werden soll. Das Uebrige ist Ausschmückung, mit der es die Kritik so genau nicht nehmen muß.

Wie kommt es nun, daß dieses Blatt ungeachtet seiner Mängel und auffallenden Fehler doch im Ganzen keinen üblen Eindruck macht, und sogar etwas Anziehendes hat? Unstreitig, weil die Figuren gut gruppirt sind, und weil lebendige Wahrheit des Ausdrucks immer einen Werth behält, auch wenn es ihr an Würde fehlt. Nachzuhelfen, wo es Noth that, vermochte nun einmal Hogarth nicht. Um also das Bild zu verbessern, hat er auf dem andern Blatte, dessen wir oben erwähnten, erstens die Drusilla weggelassen, zweitens dem Tertullus, der indessen auch hier als ein Römer erscheint (und es war doch ein Jude), ein wenig mehr Würde gegeben; ferner hat er einige Figuren von der linken Seite auf die rechte gestellt, und mit den Nebendingen mehrere Veränderungen vorgenommen. Aber durch alle diese Veränderungen hat das Wesentliche wenig oder nichts gewonnen. Hogarth's Freunde in Deutschland verlieren also auch nichts, wenn sie von diesem Blatte nichts weiter erfahren.

LXXIII.

Time smoking a Picture.

Der Zeitgott, ein Gemälde anrauchend.

LXXIII.

Time smoking a Picture.

Der Zeitgott, ein Gemälde anrauchend.

Zu diesem Blatte, das mit der Satyre gegen die Rembrandtische Manier gewissermaßen in Verbindung steht, gehört ein Schlüssel, den wir unsern Lesern in die Hand geben müssen, ehe wir über das Blatt selbst mehr sagen.

Die Gemäldeliebhaber und Gemäldetrödler, mit denen sich Hogarth nicht vertragen konnte, wetteiferten damals, in der Kunst auch das Alter zu ehren. Nicht nur die inneren, wahren, oder vorausgesetzten Vorzüge der ältern Malerei kamen dabei in Betracht; man hielt sich auch überzeugt, daß durch die Länge der Zeit das Colorit, wenn gleich nicht lebhafter, doch weicher und milder und im ästhetischen Sinne vorzüglicher werde. Ein altes Gemälde, oder das wie alt aussah, wurde also schon deßwegen theurer verkauft. Vielleicht machten es auch einige Kunst-

händler mit den Gemälden, zwar nicht gerade so, aber doch auf eine ähnliche Art, wie Andere nachher mit den Violinen, die man frisch und neu aus Deutschland kommen ließ, und zu hohen Preisen für alte Cremoneser verkaufte, nachdem man sie einige Zeit in Rauch gehängt hatte. Hogarth, der sich überhaupt auf keine einzige Kunstmanier, außer seiner eigenen, verstand, fand um so lächerlicher, bei der Bestimmung des Werths eines Gemäldes auf das Alter Rücksicht zu nehmen, da er der Meinung war, daß die mächtige Zeit ihr Zerstörungsrecht an dem Colorit nicht weniger, als an allen übrigen Dingen, ausübe. Für eben diese Meinung hat sich auch umständlich der geist- und kenntnißreiche Walpole erklärt. Aus der Natur der Farben will er klar beweisen, daß die Zeit dem Colorite eines Gemäldes nur schaden könne. Denn alle Farben, sagt er, sind vergänglich, ausgenommen etwa das Ultramarin, das sogar die Feuerprobe besteht. Nun richtet sich aber, fährt er fort, die Vergänglichkeit der Farben nach ihrer chemischen Beschaffenheit; und da die eine früher, die andere später, sich ändert, so folgert Walpole, daß die Harmonie der verschmolzenen Farben in einem Gemälde durch die Länge der Zeit unvermeidlich gestört werden müsse, also das Colorit auf keine Art durch das Alter vervollkommnet werden könne. Aber was sich gegen diese Meinung nicht ohne Grund einwenden läßt, fällt auch in das Auge. Was die Zeit, früher oder später, unfehlbar zerstört, kann doch nur mit Hülfe der Zeit eine gewisse Vollendung erreichen. Ehe aus einem schönen Mädchen eine alte Frau werden kann, muß erst aus einem Kinde ein schönes Mädchen geworden sein. Ehe es mit den Farben, die der Maler zu einem Colorite verschmolzen hat, so weit kommt, daß ihre Elemente nachtheilig für die Kunst auf einander wirken, könnte gar wohl eine lange Zeit vorher gehen, die endlich be-

wirkt, daß die Verschmelzung der Farben in einander vollendet werde. Aber auf diese Dinge, Verschmelzung der Farben, Beleuchtung, und was dahingehört, gab Hogarth überhaupt sehr wenig; Ausdruck, reiner, sprechender, durchaus natürlicher Ausdruck ging ihm über alles. Um so willkommener mußte ihm die Veranlassung sein, seinem Widerwillen gegen jeden Kunstgeschmack, der nicht der seinige war, auch bei dieser Gelegenheit Luft zu machen. Dem Colorit, das durch das Alter einen Werth erhalten soll, gilt der Einfall, den wir hier ausgeführt sehen, zunächst; zugleich aber dem Alten in der Kunst überhaupt, also auch den alten Statüen, von denen Hogarth nicht begriff, wie man sie mit so enthusiastischer Verehrung bewundern könne. Also auch hier fliegen wenigstens einige der Pfeile, die verschossen werden, neben dem Ziele vorbei. Aber Erfindung und Ausführung sind ganz in Hogarth's Geiste. Ein anderer Künstler wäre auf diese Art, den alten Zeitgott zu beschäftigen, nicht verfallen.

Mit der Tabackspfeife im Munde hat sich uns der ehrwürdige Saturn bei Hogarth schon ein Mal gezeigt; in dem Finis oder Ende aller Dinge. Hier stellt er einen Maler vor, oder vielmehr einen Künstler, der den Gemälden erst den rechten Geist anhaucht. Die Tabackspfeife ist Palette und Pinsel zugleich. Das Colorit dampft aus zwei concertirenden Wolken an den ihm bestimmten Platz. Noch sieht das Bild nach nichts aus. Aber mit der Zeit giebt sich Alles. Mit der Zeit wird aus einem Pinsel selbst, in der deutschen Bedeutung des Worts, ein wichtiger Mann, im Cabinette, oder im Felde, nämlich durch ruhiges Aufwärtssteigen nach dem Gesetze der Anciennetät, wenn es gewissenhaft befolgt wird. Warum sollte also auch nicht mit der Zeit aus einem schlechten Gemälde, dem Werke des Pinsels, ein gutes werden? Freilich sind nicht alle Werke des Pinsels auch

Geisteswerke. Aber wozu der Geist, wenn der Pinsel nichts zu wünschen übrig läßt? Und auch das Uebrige, das zur Verfertigung eines Gemäldes gehört, ist hier in der Ordnung. Das Gemälde präsentirt sich, wie es sich gehört, auf der Staffelei, die man auch den Maleresel, und daher noch im Englischen the Easel nennt. Dieser hölzerne Esel hier hat starke Knochen. Er wird nicht sinken unter seiner Last, ob sie gleich schon von einem schweren Rahmen umgeben, und mit einer Unterschrift versehen, also, das Siegel der Vollendung abgerechnet, das sie nur der Zeit verdanken kann, so weit fertig ist. Ein gutes Stück Arbeit aber steht der Zeit bevor, wenn sie dieses Gemälde vollenden will; denn bis jetzt ist noch nichts darauf zu sehen, außer der armseligen Anlage zu einer Landschaft mit einigen Bäumen und einem Paar Figürchen, bestehend aus einem todten Huhne, das auf dem Rücken liegt, und einem Frauenzimmer, das ein Bündel Holz zu tragen scheint. Die Landschaftsmalerei soll hier vielleicht nebenher eine Weisung erhalten, wie sie sich von Hogarth erwarten läßt, dem die wahre Schönheit eines Landschaftsgemäldes wahrscheinlich ein ähnliches Räthsel war, wie die Schönheit der griechischen Antike. Denn der Weg ist weit, von der hogarthischen Charaktermalerei bis zum Charakter einer Landschaft. Aber die gemeinen Landschaftsgemälde sind allerdings charakterlos. Sie wirken nur auf das Auge, und sagen dem Gemüthe gar nichts. Nun kann zwar auch ein solches nichts sagendes Gemälde doch einen Kunstwerth haben, für den Hogarth nicht empfänglich war; aber schaden kann es auch nicht, die Landschaftsmaler, die nicht bloß für Farben, Gestalten und Beleuchtung Sinn haben, zuweilen daran zu erinnern, was der unübertreffliche Claude Lorrain nie vergaß, daß auch eine Landschaft eine Seele haben kann, und zwar eine andere als

diejenige sein mag, die ein sterbendes Huhn aushaucht. Bis dahin nun, daß die dem Gemälde gänzlich fehlenden Gedanken sich aus dem Tabacksrauche abgesetzt haben werden, der dem Ganzen ein bräunliches Colorit, etwa in der Manier der Rembrandtianer, geben wird, erhält es vorläufig eine, vorübergehende, aber darum nicht weniger blendende Beleuchtung durch eben diesen Rauch; denn die Lichtwolke, die der narkotische Dampf hier bildet, fällt auf das Bild. Lange kann das auf diese Art hervorgebrachte Alter des Gemäldes nicht ausbleiben; denn der Zeitgott raucht nicht mit der Zierlichkeit eines Weltmannes, der in einer guten Gesellschaft zum Caffee, wo die Tabackspfeife noch nicht proscribirt ist, nur leichte Züge in kaum bemerklichen Wölkchen gen Himmel schickt. Saturn, so ruhig er da sitzt, schmaucht, wie in einer Bierschenke, aus Leibeskräften. Ein übler Umstand ist nur zu besorgen; das schöne Gemälde wird durch den Tabacksruß, der sich ansetzt, den Glanz verlieren, der auch zu den malerischen Schönheiten gehört, über die Hogarth lachte. Aber auch dagegen ist Rath. Er findet sich reichlich in dem ungeheuern Gefäße unter der Staffelei. Firniß (Varnish) steht an diesem Gefäße geschrieben. Mit einem tüchtigen Firniß überzogen muß das geschwärzte Gemälde auch diesen Reiz eines recht alten niederländischen erhalten. Damit aber über das Alter des Meisterwerks auch nicht der kleinste Zweifel unter den Kennern übrig bleibe, hat es der sinnreiche Künstler, der es vollendet, noch mit seiner gewaltigen Sense durchstochen. Vor einem solchen Zeichen des Alterthums muß die Kritik verstummen.

Aber nur der Zeitgott selbst konnte auf diese Art mit einem Gemälde verfahren, ohne sich eines Betruges schuldig zu machen. Denn nur er hat die Zeit so in seiner Gewalt, daß

Alles altert, sobald er es mit seiner Sense berührt. Wäre dieß nicht der Fall, so hätte sich Saturn, seiner Götterwürde eingedenk, auf kunstreiche Nachahmung des Alterthümlichen beschränken müssen, etwa in der Manier, die unter den neuesten deutschen Dichtern beliebt ist. Dann hätte er, wie diese alterthümlichen Dichter, bewiesen, daß ein Gemälde, wie ein Gedicht (ut poësis, pictura) den eigentlichen Kunstwerth nicht sowohl innern Vorzügen, als den nie alternden Reizen der nachgeahmten Alterthümlichkeit verdankt; daß es zum Beispiel einem deutschen Gedichte gleichen muß, das man kaum verstehen kann, wenn man es nicht während dem Lesen, oder nachher, ins Griechische oder Lateinische übersetzt; oder wenigstens einem andern deutschen Gedichte, das im neunzehnten Jahrhundert die Sprache der alten Minnesänger, in der niemand mehr natürlich denkt, nicht redet (denn reden kann man diese Sprache nicht mehr), sondern abschreibt.

Gegen die malerische Stellung, die Hogarth dem alten Maler selbst auf diesem Blatte gegeben hat, wäre nichts zu erinnern, wenn der Alte sich nur einen andern Sessel gewählt hätte. Aber er sitzt leider! auf dem Hintertheile eines antiken Torso, neben dem der Kopf und die Hand dieser zertrümmerten Statüe liegen. Mehr verdienten also dergleichen alte Kunstwerke nicht, als, dem Maler, der sie benutzen will, auf eine solche Art nützlich zu sein? Von dieser Seite zeigt sich Hogarth's Geschmack ein wenig türkisch. Denn ungefähr ebenso urtheilen die Muselmänner, die jetzt über die Nachkommen des Phidias und Praxiteles herrschen, über die Reste der plastischen Kunstwerke in Griechenland. Auch in ihren Augen sind die Europäer, die diese Dinge wie Heiligthümer betrachten, ganze Narren. Aber wird denn nicht die Schätzung dieser alten Kunstwerke im neueren Eu-

ropa übertrieben? Darf der Satyriker nicht jede Uebertreibung züchtigen? Hat uns nicht die Zeit auch Mittelmäßiges und Schlechtes aus dem classischen Alterthume aufbewahrt? Und wird nicht auch dieses bewundert, weil es alt ist? Alles wahr. Aber mit dem classischen Alterthume überhaupt ist nicht zu spaßen. Wer sich an ihm vergreift, deckt gewöhnlich nur seine eigene Blöße auf. Auch das Mittelmäßige aus jenen unvergeßlichen Zeiten ruft uns zuweilen in interessanten Zügen den Geist jener Zeiten zurück. Hogarth bedeckt hier umsonst seine Blöße mit den Worten aus einem englischen Gedichte: As Statues moulder into worth (wie der Werth der Bildsäulen mit dem Staube zunimmt, in den sie verfallen). Er und sein Gewährsmann, der ungenannte Dichter, konnten leicht etwas Witzigeres sagen. Aber wir wollen bei der schwachen Seite des trefflichen Künstlers nicht länger verweilen. Angenommen, er habe durchgängig Recht, konnte er seinem Zeitgotte in dieser Positur keine bessere Unterlage geben.

Noch zwei Inschriften dieses Blattes, die griechische Ueberschrift des Gemäldes, und die englische Unterschrift unter dem Kupferstiche bedürfen einer Erwähnung für die Leser, die nicht Griechisch und Englisch verstehen. Griechisch verstand auch Hogarth nicht. Die Worte, die wir hier zu übersetzen haben, sind ihm also wahrscheinlich entweder von einem guten Freunde an die Hand gegeben, oder er hat sie unmittelbar aus dem Englischen Zuschauer entlehnt, wo sie mit einer Uebersetzung als Motto vorkommen. Daß sie an dieser Stelle einen Ausfall gegen das griechische Alterthum überhaupt bedeuten sollen, wollen wir um Hogarth's willen nicht glauben. Wenn man sie aus der incorrecten Form, in der sie der ungriechische Hogarth hierher verpflanzt hat, in reines Griechisch überträgt, lauten sie so:

Ὁ γὰρ Χρόνος μ' ἔκαμψε, τέκτων μὲν σόφος,
Ἅπαντα δ' ἐργαζόμενος ἀσθενέστερα.

zu deutsch:

Die Zeit hat mich gekrümmt; ein weiser Künstler;
Nur, was er schafft, ermattet unter seiner Hand.

Woher diese Verse stammen, mögen die Litteratoren aufsuchen. Im englischen Zuschauer werden sie dem Philosophen Krates, dem Cyniker, zugeschrieben. Hogarth wußte vielleicht nicht, was für eine Art von Philosophen die Cyniker waren. Wenn er es gewußt hätte, wäre die gelehrte Ueberschrift hier um so passender, da auch Hogarth's Kunst sich zum Cynismus neigt, ohne darum in ihrer Art weniger Achtung zu verdienen, als die Philosophie der ächten Cyniker, die selbst der unbarmherzige Spötter Lucian, der keine Philosophie der Schulen ungeneckt ließ, (unsere Leser kennen ihn wenigstens aus Wielands Uebersetzung) in seinen Schutz nahm.

Eine Art von Gegenstück zu der gelehrten Ueberschrift des verspotteten Gemäldes ist die Unterschrift, die sich auf den ganzen Kupferstich bezieht, und als Motto anzusehen ist, das Hogarth, wenn gleich nur abgeschrieben, doch gewiß aus voller Seele niedergeschrieben hat. Es drückt sein innigstes Künstlerselbstgefühl aus.

To nature and yourself appeal,
Nor learn of others, what to feel;

oder: Halte dich an die Natur und dich selbst; und lerne nicht von Andern was du fühlen sollst.

Ein goldener Spruch! fühlt man sich geneigt auszurufen. Gewiß ist, daß Hogarth, wenn er nicht ganz im Sinne dieses

Spruchs empfunden und gemalt hätte, nicht ein solcher Meister in seinem Fache geworden wäre. Wenn wir aber das Gold des Sprüchelchens in Scheidewasser probiren, zeigt sich doch bald, daß es nicht ganz rein ist. Hogarth gehört zu keiner Schule! er steht ganz auf seinen eigenen Füßen. Aber ebendeßwegen, weil er keine Lehrerin, außer der untrüglichen, der Natur, anerkennen wollte, wurde er einseitig und unempfänglich für alle Reize der Kunst, die nicht in der Sphäre seiner individuellen Sinnesart lagen. Wenn wir, um alles zu lernen, was Noth thut, nur bei der Natur unmittelbar in die Schule zu gehen nöthig hätten, würde das erste Kunstgenie nach Adams Falle schon Meisterwerke geliefert haben, und der menschliche Kunsttrieb den Kunsttrieben der Thiere gleichen, deren erster Versuch, wie Reimarus bemerkt, auch schon ihr Meisterstück ist. Aber in menschlichen Dingen lernt Einer von dem Andern; nur freilich das nicht, was Hogarth eigentlich meint, natürlich empfinden. Und gegen einen, der von selbst auf den Weg der Unnatur geräth, werden immer Zehn und darüber auf diesen breiten Weg, wo die Thorheiten in dichten Haufen schwärmen, durch irgend einen Schulunterricht geleitet.

LXXIV.

The Discovery.

Die Entdeckung.

LXXIV.

The Discovery.

Die Entdeckung.

Eine bloße Stadtgeschichte; aber eine lustige, die auf muntere Behandlung im Kunstgeschmack ungefähr gleiche Ansprüche machen kann, wie so manches ähnliche Geschichtchen, aus dem die italienischen Novellenerzähler und nach ihnen der bewunderte Jean La Fontaine ein Gedichtchen gemacht haben. Einen kleinen Hauptfehler hat dieses Blatt; es streift ein wenig hart an der zarten Linie hin, die die allgemeine Satyre von der persönlichen und von dem Pasquill absondert. Aber nach englischen Begriffen nimmt man es damit nicht so genau, wie nach deutschen. Wer in England etwas thut, oder sagt, es sei Gutes oder Schlimmes, wovon das ganze Publicum spricht, der gehört zu den öffentlichen Charakteren (public characters), die sich gefallen lassen müssen, daß auch der öffentliche Witz auf ihre Kosten sich übe. In Griechenland war es eben so. Die republicanische Moral hält sich an die Sache. Sie weiß nichts

von den Rücksichten, die man einer Person schuldig sein soll, die sich selbst vor aller Welt lächerlich macht. Wenn in England kein Staatsminister sich darüber beschweren darf, daß ihn die Caricaturenmaler dem Publicum in allen beliebigen Gestalten zeigen (denn nur die höchste Gewalt, die nach den englischen Staatsbegriffen kein Unrecht thun kann, darf auf diese Art nicht angetastet werden); welches Recht hätte ein Herr Highmore, wie der Held dieses Blattes, über die öffentliche Ausstellung zu zu klagen, die ihm Hogarth hat angedeihen lassen? Und am Ende geht doch aus der Darstellung dieser Stadtgeschichte auch die Moral hervor: „Möge es Allen, die es so machen, eben so gehen!" Ein Herr Highmore also, derselbe, über den in Lichtenberg's Erklärung des Hogarthischen Jahrmarkts zu Southwark Mehreres nachzusehen ist, zeigt sich uns auf diesem Blatte in einer der größten Verlegenheiten, in die ein Mann gerathen kann, der vor der Welt ein Ehrenmann sein will. Nachdem er schon sein großes Vermögen im Spiel und im Umgange mit den Schönen verschwendet hatte, deren Reize käuflich sind, fand er noch Geschmack an galanten Intriguen im Style der großen Welt. Unter andern Damen gefiel ihm die Gemahlin eines seiner Bekannten, oder wenn man will, Freundes. Einem Freunde einen solchen Streich spielen, wie der war, den der Hr. Highmore im Sinne hatte, gilt in der gemeinen Welt, wie wir wissen, für ein Bubenstück, in der großen und feinen Welt aber, wenn die Dehors gehörig geschont werden, für eine affaire d'amour, wie hundert andere. Aber wer in galanten Intriguen zu rasch zu Werke geht, kommt auch oft, nach dem spanischen Sprichworte, anstatt Wolle zu holen, geschoren nach Hause. So ging es dieses Mal dem Hrn. Highmore. Die Gemahlin seines Freundes benahm sich gegen ihn, als ob sie geneigt wäre, seine

Wünsche zu erfüllen; verrieth aber das ganze Spiel ihrem Manne. Die Ehegatten verabredeten unter sich, wie der ungebetene Gast, der sich zwischen sie eindrängte, in eine Falle gelockt und gefangen werden sollte. So weit hat die Geschichte noch nichts Besonderes. Aehnliche Fälle sind auch schon öfter in Lustspielen und komischen Novellen kunstmäßig behandelt, zum Beispiele in Shakspeare's Lustigen Weibern von Windsor. Das Neue in der Sache war dieses Mal nur eine Vertauschung des Köders in der Falle. Anstatt der weißen Schönheit, auf die der Hr. Highmore begierig war, sollte ihm eine schwarze zugespielt werden. Darauf bezieht sich der lateinische Vers unter dem Blatte:

Qui color albus erat, nunc est contrarius albo.

Die weiße Farbe hat sich in ihr Gegentheil verwandelt.

Eine Negerin mußte den galanten Herrn in dem Prachtbette erwarten, wo er, der Verabredung gemäß, seine Geliebte zu finden hoffte.

Hogarth hat die ärgerliche Scene mit aller möglichen Anständigkeit behandelt. Es war ihm, wie man deutlich sieht, vorzüglich um das Gesicht zu thun, das der überraschte Liebhaber bei dieser Gelegenheit gemacht haben mußte. Dafür ist auch dieses Gesicht hier im Bilde unübertrefflich gerathen. Jeder Zug ist leserliche Schrift. Fehlgeschlagene Erwartung, Bestimmung, der bitterste Verdruß, ein Zorn, der in die geballte Faust übergeht, und dazu doch noch im Auge ein trauriges Restchen der Lüsternheit, mit der er herangeschlichen kam, zerfließen harmonisch in einer unbeschreiblichen Verlegenheit, deren komischer Effect sich der ganzen Gruppe mittheilt. Die Stellung des Eh-

renmannes ist dem Gesichte, das er macht, angemessen. Die eine Hälfte seines Leibes will vorwärts, die andere zurück. Die geballte Faust in dieser Richtung hat nichts Drohendes für die Gesellschaft; sie schlägt nach hinten gegen das verdammte Malheur, wie am Pharaotische, oder bei ähnlichen Gelegenheiten, wo der Grimm im Herzen zerkochen muß. Die linke Hand des entrüsteten Mannes nimmt keinen Theil an der lebhaften Bewegung der rechten. Sie ist noch zum Liebkosen eingerichtet, oder sie will durch eine demonstrative Fingerhaltung den Worten zu Hülfe kommen, die der Mund noch nicht aussprechen kann, weil der Herr selbst noch nicht weiß, was er sagen soll. Eben so ist der linke Fuß entzweiet mit dem rechten. Der Schritt nach Amors Tempel ist versteinert.

Ueber die übrigen Personen des Blattes, die schwarze Grazie im Bette abgerechnet, giebt uns die scandalöse Chronik keinen so bestimmten Aufschluß. Wir müssen errathen wer sie sein sollen. Die Schwarze erklärt sich selbst. Das Händchen, mit dem sie dem bedonnerten Liebhaber das Kinn lüftet, dazu das einladende Lächeln, würde ihn, wenn er es nur bemerkte, hinlänglich überzeugen, daß die Schuld nicht an ihr liegt, wenn er nicht näher treten will. Und wer weiß, was er thäte, wenn die fatalen Zeugen, besonders der mit dem Lichte in der Hand, nicht gegenwärtig wären! Solche Liebhaber nehmen es im Nothfalle nicht sehr genau mit dem Unterschiede zwischen Schwarz und Weiß. Wie die schwarzen Schönen weiße Männer zu bezaubern wissen, beweisen die Stammbäume der zahlreichen farbigen Leute (gens de couleur) oder Mulatten in Westindien. Auch außerhalb Westindien sollen zuweilen vornehme Liebhaber den schwarzen Damen vor den weißen den Vorzug geben, aus mehreren Gründen, unter andern auch deßwegen, weil westphäli-

scher Pumpernickel zuweilen ein Leckerbissen ist für verwöhnte Gaumen. Aber freilich, gerade in dem Augenblicke, wo man ein ragout fin erwartet, muß kein Pumpernickel aufgetischt werden.

Der Herr, der mit dem deutenden Zeigefinger den Cicerone der Reize dieser gefälligen Negresse macht, ist ohne Zweifel der Ehemann der Dame, welcher der verstohlene Besuch gelten sollte. Er nimmt auch das lebhafteste Interesse an der Scene, und läßt sich nicht undeutlich merken, daß er der eigentliche Erfinder dieses Lustspiels ist. Ganz kaltblütig bei der Sache zu bleiben, durfte ihm nicht zugemuthet werden. In solchen Fällen, wo das Ehrgefühl und die wohl erworbenen Rechte des Ehemannes in Betracht kommen, bedenkt man beiläufig, wie sich die Sachen verhalten haben würden, wenn die gute Frau, die dieses Mal ihre Pflicht gethan hat, eine Anwandlung von menschlicher Schwachheit gehabt hätte. Aber das Vergnügen über den Ausgang, den die Intrigue genommen, hat doch die Oberhand unter den gemischten Gefühlen des Mannes erhalten, dem es, nach seiner Physiognomie zu urtheilen, auch nicht an Verstande fehlt. Die Schadenfreude, die er sich gönnt, wird ihm niemand verargen. „Hier, mein werther Freund, ist ein Bissen für Sie!“ sagt er mit einem gemäßigten Lächeln. Er benimmt sich wie ein Mann von Welt, und ist zufrieden.

Die beiden andern Mannspersonen sind die Zeugen bei diesem häuslichen Justizacte. Denn Zeugen waren nöthig, wenn die Begebenheit vor dem Publicum beglaubigt werden sollte, das sie doch früher oder später erfahren mußte. Wir dürfen also den Herrn, der das Licht hält, ohne Bedenken für einen Freund vom Hause halten, der sich zu dieser Hülfsrolle ganz gern hat bereitwillig finden lassen. Daß er kein Bedienter ist, sagt, außer den übrigen Theilen seines Costums, auch der Degen

an seiner Seite. Für einen feinen und rechtlichen Mann müssen wir ihn auch gelten lassen. So innig das Behagen ist, das er an der lustigen Scene findet, mag er doch den Hauptpersonen nicht in's Gesicht sehen. Er möchte nicht gern sein eignes Gesicht compromittiren. Aus dem Andern, der den Herrn Highmore am Arme und Rockschoße zurück zu ziehen sucht, hat ein Erklärer einen Bedienten dieses Herrn machen wollen. Also einen Bedienten hätte der erfahrene Liebhaber mitgebracht zu einem Besuche in der Schlafkammer der angebeteten Dame? Etwa auf den möglichen Fall, der sich nun wirklich ereignet hat, daß er als Zeuge gegen ihn dienen sollte? Denn sich von ihm bedienen zu lassen bei dieser Gelegenheit, wenn Alles nach Wunsche gieng, hätte er Ursachen haben müssen, die sich nicht leicht errathen lassen. Aber wer der Mann nun eigentlich ist; wie er hinter den Herrn Highmore zu stehen kommt; und warum er sich seiner in dieser Verlegenheit so dienstfertig annimmt, fällt nicht in das Auge. Nur was er will, ist klar. Er giebt dem bestraften Freibeuter in Amors Reich handgreiflich den klügsten Rath, den ihm sein bester Freund in diesem kritischen Augenblicke geben konnte, ohne weiteres Parlementiren sich nur schleunigst aus dem Staube zu machen. Ueber das kitzelnde Gefühl der Schadenfreude ist er seiner Seits auch nicht erhaben; aber er ist entweder ein gemeinschaftlicher Freund der Beiden, die hier in romantische Concurrenz gerathen sind, oder, er will verhüten, daß der Spaß, wenn er länger dauerte, nicht eine ernsthafte Wendung nehme. Denn der Herr Highmore gebehrdet sich ungeachtet seiner consternirten Haltung, ein wenig wild. Wann er sich vom ersten Schrecken erholt hat, könnte er sich aus der Verlegenheit ziehen wollen wie die römischen Damen, von denen Juvenal sagt: „Nie sind sie verwegner, als wenn sie

auf der That ertappt sind." Dann würde aber auch der beleidigte Ehemann die Fassung verloren haben, die ihm hier so wohl ansteht. Mit einem Worte, der ganze Spaß wäre verdorben. Bei allem dem aber ist immer noch nicht recht klar, wie die Personen auf diesem Blatte beim Eintreten in das Zimmer gerade so zu stehen gekommen sind, wie sie hier erscheinen. Wir überlassen die analytischen Muthmaßungen darüber dem Combinationstalente der sachkundigen Leser.

Eben so kann noch gefragt werden, ob die Ornamente dieses eleganten Schlafgemachs, die Gemälde an der Wand, und der Spiegel nebst dem Kästchen (oder was es sonst ist) auf dem Nachttische, bloße Ornamente sein, oder eine Hogarthische Bedeutung haben sollen. Wenn die Figur auf dem ersten jener Gemälde das Porträt der Dame sein soll, deren Reize diese Begebenheit veranlaßt haben, so ist dadurch noch besonders für den Liebhaber gesorgt, dem, wenn er gerade vor sich hin sieht, dieses Porträt in das Auge fällt, zur Vergleichung mit dem schwarzen Gegenstücke im Originale.

Noch eine kleine Notiz zur Geschichte dieses Blattes. Der Herr Highmore, dem es galt, bewirkte durch viele Bemühungen endlich, daß Hogarth selbst die Platte vernichtete, nachdem nur zwölf Exemplare abgezogen worden waren. Das Blatt wurde also in Kurzem eine Seltenheit. Ein Nachstich findet sich auch bei Ireland.

LXXV.

The Country-Inn-Yard
or
the Stage-Coach.

Die Dorfschenke oder die Landkutsche.

LXXV.

The Country-Inn-Yard
or
the Stage-Coach.

Die Dorfschenke oder die Landkutsche.

Hier haben wir wieder eine der reicheren Compositionen vor uns, in denen Hogarth's Witz und Muthwille am hellesten glänzen.

Drollig ist schon in diesem Blatte das Verhältniß der Nebensache zur Hauptsache. Denn im Hintergrunde, rechts für uns, wo die kleinen Leute figuriren, geht etwas vor, das zur Entstehung des Vordergrundes die Veranlassung gegeben, das nur deßwegen so bescheiden in die Gegend der zufälligen Ausfüllungen des Raums sich zurückgezogen zu haben scheint, damit der lachende Künstler nicht mit dem John Bull (dem großen Haufen) gemeinschaftliche Sache zu machen scheine. Aber um dieses Spiel des Muthwillens zu verstehen, müssen wir einen Beitrag

zur Geschichte der englischen Parlamentswahlen aus Hogarth's Zeit mitnehmen. Wie unruhig es oft bei diesen Parlamentswahlen hergeht, wissen wir aus den Zeitungen. Um das Jahr 1746 befand sich unter den Competenten, die die Grafschaft Essex zu repräsentiren wünschten, ein junger Mann von angesehener Familie, Child Lord Castlemain, nachher Lord Tylney genannt. Er hatte schon viele Stimmen für sich, als man von Seiten einer Gegenparthei auf den Gedanken kam, in dem Kirchenbuche oder Pfarrregister nachschlagen zu lassen, ob der junge Herr nicht vielleicht noch minorenn, folglich noch nicht wahlfähig sei. Aus der Nachforschung ergab sich, daß er erst zwanzig Jahr alt war, also nun ohne weiteres, nach den Gesetzen, von selbst durchfallen mußte. In Deutschland hätte man es unter ähnlichen Umständen bei diesem trockenen Resultate bewenden lassen; aber in England faßt man solche Ereignisse auch von der lustigen Seite auf. Man spottete öffentlich über den jungen Herrn, der sich durch die Gesetze hatte durchschleichen wollen, um selbst Gesetzgeber zu werden. Sein Familienname Child (d. h. Kind) paßte bei dieser Gelegenheit vortrefflich zu dem Volkswitze. Ein lustiger Gesell stellte sich, während die Wahlgeschäfte ihren Gang fortgingen, auf einen Krämerladen, hielt eine Puppe in der Gestalt eines Kindes im Arme, und züchtigte das Kind, indem er ausrief: „Wie? du kleines Kind, du wolltest schon Parlamentsglied werden?“ Diesen Einfall konnte Hogarth nicht untergehen lassen. Er mochte ja, wie wir schon wissen, auch sonst gern sich an den John Bull anschließen, wo es ein Nationalinteresse galt. Der englische Volksübermuth, den die gravitätische Politik des festen Landes nur unanständig findet, war auch in Hogarth's Augen beiläufig ein Beweis des kräftigen Volksgefühls, ohne welches England in Ewigkeit nicht

geworden wäre, was es ist, und was kein Land werden wird, wo man weder öffentlich lacht, noch öffentlich weint, ohne höheren Orts angefragt zu haben, ob man dürfe. Aber Hogarth hatte auch Verstand und Geschmack genug, einen Einfall, der ein wenig gar zu volksmäßig, und noch dazu nicht der seinige war, nicht durch eine amplificirte Darstellung zu verdünnen. Er schob ihn in den Hintergrund einer andern Composition, und führte ihn dort wie im Vorbeigehen mit Zusätzen aus, die John Bull selbst nicht zweckmäßiger hätte erfinden können. Der durchgefallene edle Lord wird in Procession, in einem nicht sehr bequemen Lehnstuhle, wie ein alter Mann sitzend, auf einer Bahre getragen. Ein Geiferläppchen (bim) ist ihm wie einem kleinen Kinde vorgebunden. In der einen Hand hält er eine Kinderklapper, in der andern das A B C an einem Stocke. Von der Bühne herab bezeigen die Zuschauer ihr Wohlgefallen an dieser Procession. Wer von uns das seinige auf eine andere Art bezeigen will, mag sehen, wie er es vor den strengen Wortführern eines weniger republicanischen Geschmacks verantwortet.

Da die Gruppe im Hintergrunde keine Nebensache auf diesem Blatte ist, so dürfen wir annehmen, daß sie mit dem, was im Vordergrunde und als Hauptsache erscheint, in keiner bloß zufälligen Verbindung steht. Beim ersten Anblick muß uns befremden, daß die Personen, die hier in der stattlichen Landkutsche abreisen wollen, sich um den Lärm und das Schauspiel in ihrer Nähe so wenig bekümmern. Sie haben zwar mit ihren Reisegeschäften, wie wir sehen, vollauf zu thun. Aber wären sie Durchreisende, die in dem Wirthshause vor uns nur auf ein Paar Augenblicke abgestiegen wären, müßten sie es in der stoischen Gleichgültigkeit gegen Aussendinge, die uns nichts angehen, zum Bewundern weit gebracht haben, wenn sie nach der Pro-

cession, die gerade in diesem Augenblicke vorbei zieht, nicht einmal hinüber blicken möchten. Es muß eine andere Ursache haben, daß sie so thun, als ob nichts vorfiele; und diese Ursache läßt sich ziemlich leicht errathen, wenn wir annehmen, daß die Hauptpersonen unter ihnen Wahlherren von der Parthei des durchgefallenen jungen Lords sind. Sie kehren der Scene, die für sie so wenig Tröstliches hat, weislich den Rücken zu, und beeilen sich, nach Hause abzufahren; denn hier sind ihre Geschäfte zu Ende. Zu ihnen gesellen sich, wie es die Natur einer öffentlichen Landkutsche mit sich bringt, einige andere Leute, die desselben Weges zu reisen gesonnen sind. So bildet sich eine Gruppe, die auch Manchem unter uns zum Theil wie bekannt vorkommen muß, wenn wir uns erinnern, wie der deutsche Postwagen seine Menschenfracht einnimmt. Wer das Lächerliche dieses Schauspiels im wirklichen Leben unbemerkt vorübergehen läßt, für den hat es auch Hogarth im Bilde hier vergebens nach der Natur gezeichnet. Aber wir müssen ernsthaft über die Sache nachdenken, wenn wir dieses Bild recht verstehen wollen.

Wer auch der philosophische Beobachter gewesen sein mag, der das ganze menschliche Leben mit einer Reise verglichen hat; der glückliche, seitdem so oft wiederholte Gedanke bewährt sich vor der Kritik nicht besser, als beim Anblicke des Aus- oder Einsteigens der Reisenden, die eine Postwagen- oder Landkutschengesellschaft bilden. Die englischen Landkutschen sind nicht geradezu mit den deutschen Postwagen zu vergleichen. Sie sind wenigstens ein Minimum von Diligence; der deutsche Postwagen aber bleibt, auch seitdem er hier und da einen vornehmeren Titel angenommen hat, im Wesentlichen unveränderlich, was er nun schon so lange war, ein Maximum der Geduldprobe für Reisende, die von Natur rascher sind, als er selbst. Il fait qua-

torze lieues en quinze jours, sagen die Franzosen. Eine so schreiende Hyperbel wollen wir uns auch bei der besten Laune nicht zu Schulden kommen lassen. Wer langsam geht kommt auch, ist ein unvergleichliches Sprichwort. Und die Vortheile, die der deutsche Postwagen in sich vereinigt, durch welche andere Einrichtung könnten sie ersetzt werden? Man reiset auf diesem vierräderigen Symbole des menschlichen Lebens erstens wohlfeil; zwar nicht unentgeltlich, wie die Natur uns durch das Leben reisen läßt, aber doch für einen so mäßigen Preis, daß selbst Charon, dem bekanntlich für jede Person (denn halbe Personen, wie mitunter auf dem deutschen Postwagen, soll es in der Unterwelt nicht geben), die er über den Styx setzt, ein griechischer Heller (Obolus) gezahlt werden muß, sich keiner größeren Liberalität rühmen kann; denn jedermann weiß, wie viel weniger Schatten wiegen, als lebendige Leiber; und nach dem Gewicht wird jede eigentliche Fracht berechnet. Nun aber ist der deutsche Postwagen (und darin besteht sein zweiter, durch keinen andern zu ersetzender Vorzug) seinem ganzen Charakter nach ein öffentlicher Frachtwagen und Reisewagen zugleich, oder, damit wir uns im Style der neuesten Philosophie gründlich darüber erklären, die absolute Indifferenz eines Fracht- und Reisewagens; nämlich so: Der Mensch kommt, wie die andern Güter, die mit ihm geladen werden, bei dieser Einrichtung zunächst nur nach dem Gewicht in Betracht, und kann Gott dafür danken, daß er nicht auch besonders, wie seine Effecten, gewogen wird, und daß die Pfunde, die er selbst wiegt (mitgerechnet, was er zuweilen in der Tasche trägt), so im Bausch und Bogen fortgeschafft werden. Zum Beweise aber, daß keine Herabwürdigung der Menschheit bei diesem Zusammenpacken mit seelenlosen Gütern beabsichtigt werde, wird ein mystisches Band

zwischen dem Beseelten und dem Seelenlosen durch die abgestandenen Geschöpfe geknüpft, die besonders im Frühjahre und Herbst auch die Reise mitmachen, namentlich Austern, Neunaugen, Häringe u. s. w. Aus dieser Indifferenz der Lebenden und Todten vermittelst dessen, was gelebt hat, setzt sich nebenher auch etwas von derjenigen Harmonie ab, die einer unserer neueren Aesthetiker Musik der Düfte nennt. Diese riechbare Musik vereinigt sich dann zu einem Concerte, das seines gleichen nicht hat, mit der hörbaren, die als ein dritter dem deutschen Postwagen eigener Vorzug angesehen werden muß; denn außerdem reiset man nicht leicht mit einer Janitscharmusik, wie sie durch das schmetternde Rasseln und Klirren dieser schweren Ketten und eisernen Stangen (als ob ein Gefängniß reisete) hervorgebracht wird, wenn das Muster aller Wagen über Steinpflaster, oder auf rauhen Wegen, in einem Anfalle von Lebhaftigkeit sich fortbewegt. Die übrigen Eigenschaften, die dieses Vehikel der menschlichen Bedürftigkeit einer Hogarthischen Darstellung würdig machen, hat es mit einer englischen Landkutsche gemein. Nur hat der englische Name Stage-coach mehr Reiz für die Phantasie. Denn Stage heißt im Englischen auch ein Theater. Denkt man sich nun die Landkutsche als Theaterkutsche, ähnlich dem berühmten Karren, auf welchem im classischen Alterthume Thespis, nach sicheren Nachrichten, seine Tragödien fuhr, so gewinnt die natürlichste Vorstellung, die man bei diesem Fuhrwerke haben kann, nicht wenig an Lebendigkeit. Dadurch ist auch der ungenannte englische Dichter, dessen Verse Ireland bei dieser Gelegenheit angeführt, veranlaßt worden, Shakspeare's Vergleichung der Welt mit einem Theater recht artig auf diese Kutschen anzuwenden. Mit Gepäcke hinten auf ist auch die Kutsche, die wir vor uns sehen, wohl beladen, zur Unterscheidung von einer

englischen Postkutsche (post-chaise), die, wie eine französische Diligence geartet ist, und rascher fährt. Aber wenn wir uns dieses Gepäck auch nicht als Theaterapparat, und die Reisenden nicht als Schauspieler denken, die hier, wie überall im Leben, ihre Rollen spielen, so verliert dabei das ganze Symbol im Wesentlichen nichts von seiner Bedeutung. Wie im Leben, so in einer Landkutsche, oder auf einem Postwagen, müssen die Reisenden sich die Gesellschaft gefallen lassen, die eingeschrieben ist, gleichviel ob in das Kirchenbuch, oder in das Postbuch. Der Unterschied der Stände bleibt indessen auch hier. Die in der Kutsche sind vornehmer, als die auf der Kutsche; und diese haben wieder den Rang vor denen, die, wie hier das alte Weib, das sein Pfeifchen raucht, mit dem Gepäcke hinten aufgeladen werden. Die auf der Kutsche befinden sich, was die Höhe ihres Platzes betrifft, in gleichem Falle mit unsern Hochedelgebornen, seitdem unsere Honoratioren übel nehmen, wenn man ihnen den hohen Adel zuspricht, und sie nicht Wohlgeboren betitelt.

Nach diesen Vorerinnerungen zur Bezeichnung des Standpunktes, auf den wir uns, ein wenig hoch und unter die Philosophen, zur Beschauung dieses Blattes zu stellen haben, dürfen wir mit dem Studium des Einzelnen nicht säumen.

Die Kutsche ist zur Abfahrt bereit. Der Postillion, von dem wir nur den Rücken sehen, sitzt schon auf seinem Platze. Es ist Zeit, daß die Reisenden auch jeder den seinigen einnehmen. Aber wo sollen sie bleiben? Die Beiden oben, und die Eine hinten, sind so glücklich, als sie es unter diesen Umständen sein können. Es wird sich wahrscheinlich niemand weiter zu ihnen drängen. Einer von den Beiden oben macht ein höchst betrübtes

Gesicht; aber daran ist die Kutsche unschuldig. Der Andere sieht dafür desto lustiger aus. Der Mißvergnügte ist, wie sein Hut, und sein Degen, und sein Jammergesicht beweisen, ein armer französischer Officier vom alten Régime aus Hogarth's Zeit, oder vielmehr aus Hogarth's Phantasie. Wir wissen schon, wie dieser patriotische Künstler sein nationales *God damn the French* (Hol der T — die Franzosen)! mit dem Pinsel- und Grabstichel auszudrücken gewohnt ist; und wenn wir unsers Orts auch nicht ohne Patriotismus sind, würde es uns nicht betrüben, im Falle, daß das neueste französische Régime dem alten ähnlich werden sollte, einen der in Deutschland dotirten Officiere von Napoleon's alter Garde mit einem ähnlichen Gesichte in unserm Wagen sitzen zu sehn. Dieser hier auf der Kutsche scheint nie sonderlich dotirt gewesen zu sein. Uebel muß es dem armen Manne in seinem Vaterlande ergangen sein, da er so heruntergekommen ist, daß er in dem ihm ohne Zweifel verhaßten England, um nur fortzukommen, den Platz auf dieser Höhe neben einem gemeinen Matrosen einnehmen mußte. Was aber seinen Kummer vollenden muß, ist das Glück eben dieses Matrosen, dem er zwar den Rücken zukehrt, der aber doch noch, wie vorher, verachtend und schadenfroh nach ihm hinlächelt, und behaglich hingestreckt, von einem schweren Päckchen am Arme, das er sich am Bord des Centurion verdient hat, tausend lustige Tage erwartet. Die beiden Gesellen hier passen also zusammen, nicht wie Schachtel und Deckel, sondern wie Amboß und Hammer, oder, wenn man will, wie Frankreich und England. Aber was ist zu thun? Sie müssen mit einander auskommen. So reiset man mit der Landkutsche, und durch das Leben.

Noch glücklicher, wo möglich, als der Matrose mit seinem

Reichthum am Arme, ist die Alte dort hinten, die keine andere Gesellschaft zur Unterhaltung auf dieser Reise hat, als ihr kurzes Pfeifchen im Munde, und die keiner andern bedarf. Was kann man denn mehr sein, als zufrieden? Und wie kann die Zufriedenheit sich besser ausdrücken, als auf dem Gesichte dieser Alten? Sie trägt ihren Himmel in sich. Vielleicht hat sie auch eben erst durch eine kleine kräftige Erfrischung im Gasthofe hier Zum alten Engel ihr Herz ein wenig gestärkt. In jedem Falle kümmert es sie wenig, daß sie hier nur als Gepäck mitgeschleppt wird. Sie macht keine Ansprüche auf den Rang einer Person, die gern für mehr gilt, als eine Sache. Sie nimmt Platz, wo gerade Platz ist. Und wer so denkt, wie glücklich reiset der durchs Leben!

Aber wir wenden uns zu den Personen, die in der Kutsche sich zusammengesellen sollen. Und da drängt sich uns die schon oben aufgeworfene Frage desto lebhafter auf: Wo sollen sie bleiben? Der Wagen ist viersitzig. Wir wollen seine Breite ausmessen, um sie mit den Dimensionen der Körper, die er beherbergen soll, zu vergleichen. Aber die Arithmetik muß der Geometrie unter die Arme greifen. Wir müssen die sämmtlichen Personen, die hier auszumessen sind, vorher zählen. Auf gutes Glück erhalte jede, wie auf der Post, ihre Nummer. Also, Nr. 1. sitzt bereits im Wagen, hat es sich also ohne Zweifel provisorisch so bequem, als möglich, gemacht, und sich so weit ausgedehnt, daß sie sich nicht so enge, als möglich, zusammenzuziehen braucht, wann die Andern Platz nehmen wollen. Zu den schmalsten gehört sie auch nicht, eben so wenig, wie zu denen, die sich fügsam zusammenziehen, wenn es nicht anders sein kann. In dem selbstgefälligen Gesichte liegt ein guter Vorrath von Prätensionen. Sie sieht weit hinaus über Nr. 2., die eben einsteigt. Diese

Nr. 2. kann uns am besten als Maßstab dienen, die Uebrigen auszumessen, da wir doch keinen andern bei der Hand haben. Billig messen wir, da es auf Platz zum Sitzen ankommt, hinterwärts von einer Hüfte zur andern. Die Breite der einsteigenden Dame betrüge, auf diese Art bestimmt, circa $1\frac{1}{2}$ Brabanter Ellen. Wollen wir dabei noch Rücksicht nehmen auf die freie Bewegung der Arme, die in einem Reisewagen doch auch keine Kleinigkeit ist, so dürfen wir annehmen, daß die Arme dieser, auf keine Art fehlerhaft proportionirten Dame zu gewöhnlichen Frauenzimmerarmen, dem cubischen Gehalte nach, sich verhalten wie 3 zu 1, also zur freien Bewegung in gleichem Verhältnisse Spielraum verlangen. Bei dieser einfachen Berechnung können wir der Mühe überhoben sein, zu bestimmen, wie das Quadrat des Rückens, den wir hier vor uns sehen, sich verhalte zu dem Zirkel, den der Bediente, indem er seiner Dame einsteigen hilft, mit der ausgebreiteten Hand nachmessen könnte, wenn er wollte. Aber dieser Nachhelfende, der in der andern Hand etwas für die Dame nachträgt, womit sie sich auf der Reise zu erquicken pflegt, könnte auch der Gemahl sein. Der Anzug Beider spricht wenigstens nicht geradezu dagegen. In diesem Falle wäre also Nr. 3., und wir dürften nicht vergessen, seine Dimensionen mit in Rechnung zu bringen, so wenig sie auch neben der vorher bezeichneten in Betracht kommt. Aber wir wollen ihn lieber einen Bedienten bleiben lassen, der dann sich selbst, außerhalb des Kutschkastens, unterbringen mag, so gut er kann. Der Kasten wird ohne ihn voll genug. Nr. 3. sei also die uralte hagere Frau, oder Jungfrau, die sich langsam nähert, neben der Magd mit dem schreienden Kinde. Seit wann sie nicht mehr jung ist, läßt sich nicht mehr errathen. Die Jahreszahlen auf ihrem Gesichte sind längst verwittert. Daß sie aber noch eine Jungfrau

ist, können wir kaum umhin anzunehmen. Sonst würfe sie wenigstens einen Seitenblick auf das schreiende Kind. Ihr merkwürdiger Reisehut giebt ihr etwas Aehnliches mit einer Nonne, und ihre zierlich vorgezogenen Manschetten beweisen, daß ihr noch immer, und auch auf Reisen, nicht gleichgültig ist, ob sie gefällt, oder mißfällt. Platz scheint sie unmittelbar nicht viel zu gebrauchen; nach dem oben angenommenen Maßstab nicht völlig die Hälfte der Dame Nr. 2. Desto mehr Platz bedarf sie wahrscheinlich mittelbar, damit ihr Anzug nicht leide. Auch sieht sie ein wenig difficil aus. Drücken will sie sich nicht lassen. Zu dem weiblichen Personale der Reisegesellschaft gehört noch die Magd, die den kleinen Schreihals auf dem Arme trägt. Daß dieses Kind nicht der Dame Nr. 3. angehört, ist ausgemacht. Seine Vollständigkeit und die Richtung seiner Trägerin lassen nicht bezweifeln, daß es ein Söhnlein, oder Töchterlein von Nr. 2 ist, das seiner Mutter nachgereicht wird in den Wagen. Eingeschrieben ist es schwerlich; wir müssen ihm aber doch eine Nummer geben, weil es zuverlässig mit in den Wagen kommt, und, wenn auch nur auf dem mütterlichen Schooße sich streckend und dehnend, rechts und links eben so viel Platz bedarf, als ⅓ mehr von seiner lieben Mutter betragen würde. Oder es soll wohl gar die Magd mit einsteigen, und das Kind auf den Schooß nehmen. Wo sollte sie auch sonst bleiben? Also der Platz Nr. 4. ist in beiden Fällen besetzt. Was die Musik, die das Kind mitbringt, zur allgemeinen Unterhaltung der Gesellschaft beitragen wird, kann man sich denken. Viel Raum ist schon nicht mehr übrig; und noch wollen ein Paar mitreisende Herren einsteigen. Der erste von ihnen, für uns Nr. 5., hat erst noch ein Geschäft mit dem Wirthe. Meisterhaft gezeichnet sind diese beiden Figuren, der Herr mit dem

Tressenhute auf dem Kopf und der Parlamentsacte in der Tasche, höchst ungehalten, und nachdenkend über die unverschämte Prellerei des Wirths zum alten Engel, und dieser Ehrenmann ihm gegenüber, die Rechnung in der einen Hand, und die andere auf sein plumpes Herz legend, die Billigkeit dieser Forderung zu betheuern, das heißt, seine Unverschämtheit vollständig zu machen. Was im Gesichte dieses Menschen liegt, kann nur das Auge ganz erkennen; Worte drücken nicht aus, wie er lächelt, wie er sich selbst in seiner Kunst, Geld zu machen, und fett zu werden, gefällt, und mit der breiten, in ihrem eigenen Fette erstickenden Grimasse der Ehrlichkeit wirklich wie ein ehrlicher Mann auszusehn sich einbildet. Die Langsamkeit, und die Miene, mit welcher der unwillige Herr das Geld aus dem Säckel zieht, um die Rechnung zu berichtigen, setzt einen so geübten Rechner, wie der Wirth zum alten Engel ist, nicht in die mindeste Verlegenheit. Aber es könnte ihm doch übel ergehen, wenn, nach Ireland's Auslegung, die Parlamentsacte, die dem Herrn aus der Tasche hervorblickt, eine Acte gegen die Prellerei und Geldschneiderei ist, die der Engländer mit demselben Worte, wie die Bestechung, Bribery nennt. Der Herr, der dieses Mal zahlt, weil er muß, sieht ganz darnach aus, als ob er den Vorfall anzeigen, und von der Acte Gebrauch machen wollte. Die beste Laune wird er in den Wagen nicht mitbringen. Doch kann der Gesellschaft im Wagen zu einigem Trost gereichen, daß er, und nicht der Gastwirth einsteigen will; denn jener ist wenigstens um ein Paar Zoll schmaler, den Rock um die Hüften nicht mit gerechnet; und der fügt sich. Indessen bleibt der Wagen viersitzig; und dieser Herr ist Nr. 5. und nun kommt noch Nr. 6. daher, nicht geneigt, es aufs Ungewisse ankommen zu lassen, zwar mit der Linken auf einen kurzen Krücken-

stab gestützt, also wahrscheinlich nicht gut zu Fuß, dafür auch in der Rechten zwiefach bewaffnet, mit einem scharfen Gewehre und einem stumpfen, entschlossen, keinesweges nachzugeben, wenn die verrufenen Straßenräuber (highway-men), mit ihren Pistolen in der Hand, ihn um einen Zehrpfennig ansprechen sollten. Seine Seele ist so voll der großen Ideen, die ihn beschäftigen, daß er nicht einmal auf die höfliche Mahnung der Mißgestalt hinter sich achtet. Dieser buckliche Zwerg ist der Postillon, der den streitbaren Mann auf der vorigen Station gefahren, aber sein Trinkgeld noch nicht, wenigstens nicht zur Genüge, erhalten hat. Ob es mehr solche Postillione in England giebt, oder zu Hogarth's Zeit gegeben hat? Vermuthlich doch wohl. Denn umsonst und bloß zum Lachen steht dieser nicht hier. Er gehört zur Vollendung der natürlichen Gruppe. Wahrscheinlich hat er das Trinkgeld, das ihm zukommt, schon in der Tasche, und bittet nur um eine Zulage, die unter ähnlichen Umständen auch in Deutschland den Reisenden zuweilen abgefordert wird. In diesem Falle paßt er besonders zu dem Gastwirthe, und auch das auf eine Art, wie zuweilen bei uns. Mag nun dieser hier noch etwas bekommen, oder nicht; der wohl bewaffnete Paladin verlangt seinen Platz, der nicht der schmalste sein darf. Die Materie, mit der seine Heldenseele sich trägt, hat sich zwar mehr nach vorn, als nach hinten gezogen; und um Platz für diesen Hängebauch braucht er nicht verlegen zu sein. Aber sitzen muß er doch auch. Den Platz, den er nicht findet, wird man ihm machen müssen. Die Damen werden vor Schrecken weichen, sobald sie nur seine Gewehre erblicken. In welche Situation werden da die Manschetten der alten Mamsell gerathen? Es bleibt nichts übrig, als daß sie ihn, oder er sie, auf den Schooß nehme. Der Künstler hat das Seinige gethan. Wo es weiter hinaus will,

scheint selbst der große Hund, der aus seiner Behausung ungestört und aufmerksam die Scene betrachtet, des Nachdenkens werth zu finden.

Zwei concertirende Satyren hätten wir also auf diesem Blatte deutlich erkannt, die persönliche auf den durchgefallenen jungen Lord, und die allgemeine auf das groteske Reisen in einer Landkutsche. Da beide so angenehm in einander eingreifen, läßt sich auch kaum annehmen, daß die übrigen Personen auf dem Blatte bloße Figuranten sein sollten. Wir haben ihrer noch fünf zu betrachten; zwei weibliche, die zur Wirthschaft im alten Engel gehören, und drei männliche, die, jeder nach seinem Geschmacke, von dieser Wirthschaft profitiren. Die vornehmste der beiden ersten ist die Wirthin selbst, die sich mit ihrem würdigen Gemahle in jeder Hinsicht messen kann. Der runde Vorsprung der Erfrischungsbude, einer Abtheilung ihres häuslichen Departements, scheint für die Fülle ihrer Person ausdrücklich gemacht zu sein. Nur ein wenig muß sie noch an Umfange zunehmen, und der ansehnlichste Theil ihrer Person wird so ziemlich in dieses Futteral passen. Von den Flaschen und Gläsern, die über ihr stehen, scheint sie auch nicht bloß zum Besten ihrer Gäste Gebrauch gemacht zu haben. Man achte nur auf die kleinen Augen, die sie macht. Die übrigen Reize ihres Gesichts bedürfen nicht unsers Fingerzeigs. In diesem Augenblicke ist sie ein wenig von Zorn entbrannt über die Magd, die weder auf ihr Läuten mit der großen Glocke, noch auf das laute Rufen hört, das, aus diesem weit aufgerissenen Munde hervordringend, die Glocke noch übertönen soll. Was die Magd für Abhaltung hat, sieht die zürnende Gebieterin nicht; aber wir sehen es. Die zärtliche Scene in der Hausthür nimmt Zeit weg. Nach der Meinung eines Erklärers dieses Blattes ist diese übri-

gens klare Scene ein Abschied, den der Herr mit dem Haarbeutel von der Wirthshausnymphe nimmt, um auch noch in der Landkutsche mitzureisen. Wenn die Sache sich so verhielte, wäre dieser Herr Nr. 7. in dem schon voll gestopften Kasten. Aber so enge hat ihn der Künstler, allem Ansehen nach, nicht einquartirt. Sein Costüm spricht zu laut dagegen. Viel wahrscheinlicher gehört er zu den Beiden, die aus dem Fenster des Wirthshauses uns auch noch etwas zu sagen haben. Alle drei amüsiren sich in diesem Augenblicke, nur auf verschiedene Art, mit dem Munde. Der eine küßt; der andere bläst; der dritte raucht. Welcher von ihnen die beste Partie ergriffen hat, könnte der Gegenstand einer ästhetischen Preisfrage werden, auf deren Beantwortung wir uns aber hier um so weniger einlassen dürfen, da über die Immoralität des Tabacksrauchens schon so viel Lehrreiches im Reichsanzeiger abgedruckt ist, und die Immoralität des Küssens, wie auch eines solchen Blasens, wie wir es hier abgebildet sehen, sehr leicht eben so ernsthaft und gründlich dargethan werden könnte. Das reine Geschmacksurtheil unserer Leser mag vorläufig entscheiden. Diese drei Elegants, der küssende, der rauchende, und der blasende, haben vermuthlich den vorigen Abend bis tief in die Nacht in diesem Wirthshause bei einer Flasche nach der andern die Zeit so lustig hingebracht, als die Umstände es erlauben wollten. Dem Rauchenden sieht man deutlich genug an, daß er seinen Rausch nicht ganz ausgeschlafen hat. Die Köpfe der beiden andern mögen auch noch ziemlich warm sein. Der Blasende wenigstens arbeitet ohne weiteren Beweggrund, als, um sich des belebenden Effects zu erfreuen, mit beiden Backen und allen übrigen Gesichtsmuskeln, wie der alte Scherasmin in Wieland's Oberon, „als läg' ihm ob, die Todten aufzublasen." Daß der Küssende nicht

ganz kaltblütig zu Werke geht, indem er den günstigen Augenblick benutzt, dürfen wir auch voraussetzen. Der Rauchende, der sich mit mehr Gemächlichkeit amüsirt, könnte aber auch nicht ohne Ursache etwas mehr, als die beiden Andern, von dem Sorgenbecher aus den Flaschen zu sich genommen haben, wenn er einer größeren Zerstreuung bedurfte. Wie? wenn er nun der durchgefallene junge Lord selbst wäre, der dort hinten in effigie getragen wird? Nehmen wir dieß an, so ist Alles auf diesem Blatte ein Ganzes.

Welchen Beifall dieses Blatt im englischen Publicum gefunden, kann man daraus schließen, daß man sich Mühe gegeben hat, das wirkliche Original zu dem hier abgebildeten Wirthshause in der Grafschaft Essex ausfindig zu machen. Aber es hat sich noch nicht wollen entdecken lassen. Die Ueberschrift *The old Angel In* (Inn) *Toms Bates from London* (Wirthshaus zum alten Engel. Thomas Bates von London) lautet individuel, könnte aber dessen ungeachtet von Hogarth's Erfindung sein, weil sich in seiner reichen Phantasie auch das Allgemeinste individualisirte. Für sein Alter tanzt dieser Engel noch ganz munter, wie manche Schöne, die das Tanzen noch immer nicht lassen kann, nachdem sie schon lange im Ehestand Mein Engel geheißen hat. Ueber die geheime Beziehung zwischen diesem Engel und dem Adler über der Durchfahrt kann man sich den Kopf zerbrechen, wenn man nichts bessers zu thun hat.

Lichtenberg, Georg Christoph, / Lichtenberg, Ludwig Christian, / Kries, Friedrich Christian,

Georg Christoph Lichtenberg's Vermischte Schriften

Bd.: 14

Göttingen 1853

81.86181-13/14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10993279-1